Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 91 (1946)
Heft: 33

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG
16. AUGUST 1946 91. JAHRGANG Nr. 33

Inhalt: Bergbauer — Fünfzig Jahre Schuldienst — Pädagogische Rekrutenprüfungen — Kinderdorf Pestalozzi in Trogen — Feiern und Ferien — Germanismen und allerhand Sprachwidrigkeiten in Französisch-Lehrbüchern — Werkstatt der Sprache — Grundton und absolute Tonhöhe — 55. Schweizerischer Lehrerbildungskurs für Handarbeit und Arbeitsprinzip in Bern — Kantonale Schulnachrichten: Bern, Schaffhausen — SLV

Bergbauer

Der hinterm Hag
Im Ackergrund
Gar manche Stund
Gemäht das Korn
Und kaum mehr mag,
Der Landmann dort,
Kehrt halb verdorrt
Und krumm nach Haus.
Den Disteldorn
Zieht er noch aus
Der braunen Hand
Und hakt die Sichel
An die Wand

Und wischt den Schweiss
Weg von der Stirn:
«Gott Lob und Dank! —
Der Tag war heiss.»
Und auf die Bank
Sitzt er und schaut
Ein Bild ... so traut ...
So klar im Föhn
Glüht heut der Firn,
Und silberschön
Die Himmelssichel
Steigt empor.

Jakob Bolli.

Fünfzig Jahre Schuldienst

Eine Selbstschau

Elementarlehrer in Bargen

Am Vorabend von Allerheiligen 1891 wanderte ich mit einem Handköfferchen aus meiner Vaterstadt Schaffhausen das Merishauser Tal hinauf nach der nördlichsten Gemeinde der Schweiz, dem Randendörflein *Bargen*. Ich hatte erst vor einigen Wochen an der Realabteilung des Gymnasiums die Maturitätsprüfung bestanden. Da ich entschlossen war, Lehrer zu werden, schickte mich der damalige Erziehungsdirektor, um zu erfahren, ob ich dafür tauge, kurzerhand für ein halbes Jahr als Verweser an die Unterschule Bargen. Es war ein gewagtes Experiment, einen Abiturienten ohne jegliche methodisch-pädagogische Vorbildung — die Pädagogische Abteilung an der Kantonsschule Schaffhausen existierte damals noch nicht — in eine dreiklassige Landschule hineinzustellen. Aber es ging, denn es musste gehen. Als vaterlose Waise, die in der Stadt eine entbehrungsreiche Jugend durchgemacht hatte, musste ich doch endlich für meine Mutter, die mich mit aufopfernder Liebe erzogen, etwas verdienen und womöglich noch einige Ersparnisse beiseitebringen, um im folgenden Frühjahr die Universität beziehen zu können. Die drei vorzüglichen Lehrer der neuern Sprachen am Gymnasium hatten mich für den Reallehrerberuf begeistert.

Die arme Landschule Bargen war in jeder Hinsicht dürftig ausgestattet. Dem Sprachunterricht mussten die ganz unkindlichen Lesebücher von Rüegg zugrundegelegt werden, die schon von den Drittklässlern Uebungen im Bilden von Relativsätzen verlangten. An der ersten Lehrerkonferenz, die ich besuchte, wurde denn auch über die Lesebücher diskutiert. Aber wie immer und überall ging neben der Sorge um das Schulwesen auch bei der damaligen Schaffhauser Lehrerschaft diejenige um die Lehrerwitwen und -waisen nebenher, denn ich notierte in meinem Tagebuch: «Grosse Redeschlacht wegen der Witwen- und Waisenkasse.»

Die Ortsschulbehörde, die schon mehrmals solche Grünschnäbel auf der Stör gehabt hatte, kümmerte sich gar nicht um meine pädagogischen Experimente. Einmal rückte aus der Residenz der ewig tubakende geistliche Schulinspektor an. In schnarrendem Hochdeutsch machte er ein paar kritische Bemerkungen und verzog sich bald wieder in der Postkutsche stadtwärts. Wertvolle Anregung und Förderung wurde mir von meinem Kollegen an der Oberschule zuteil, der den Sommer hindurch die ganze Schule unterrichtete.

Der wertvollste Gewinn meiner Bargener Zeit war die Gewöhnung an den Umgang mit Kindern, und die Einsicht, dass nur rastlose Arbeit an sich selber und tägliche gründliche Vorbereitung zum Erfolg führen können. Beinahe unvermerkt war ich durch diese halbjährige «Eignungsprüfung» in den Lehrerberuf hineingewachsen und hatte freudige Befriedigung darin gefunden.

Student in Genf

Nun galt es, sich das wissenschaftliche Rüstzeug an der Hochschule zu erwerben. An der Universität Genf hörte ich sprachliche, naturwissenschaftliche und pädagogische Vorlesungen und arbeitete eifrig im neufranzösischen Seminar bei den Professoren E. Rod, B. Bouvier, P. Duproix, G. Thudichum. Fast ebensoviel Anregung bot mir der rege Umgang mit Studienfreunden aus aller Herren Ländern, besonders mit Engländern, sowie die Teilnahme am kulturellen Leben Genfs, und die Ausflüge in dessen wundervolle Landschaft. Aber schon nach einem Jahr waren meine Geldmittel trotz Stipendien aus der Heimat zu Ende, und schweren Herzens musste ich mein Studium abbrechen und von meinem lieben Genf Abschied nehmen, wo ich meine freudlose Jugend in reichem Glücke abschliessen durfte.

Reallehrer in Neunkirch

Doch nicht weniger glücklich schien sich die fernere Lebensfahrt anzulassen. Kaum in die Vaterstadt zurückgekehrt, erhielt ich ein einjähriges Vikariat an der Realschule Neunkirch. Meiner mangelhaften Vorbildung wohl bewusst, sagte ich nur mit schweren Bedenken und mit Rücksicht auf meine kränkelnde Mutter, der ich einen Teil meiner Dankesschuld abtragen wollte, zu. Und da zu jener Zeit Lehrermangel herrschte, gaben mir die Schaffhauser Erziehungsbehörden einen neuen Beweis ihrer Grosszügigkeit. So trat ich denn, ohne ein Lehrerpatent zu besitzen, meine zweite — und leider letzte — Stelle in meinem Heimatkanton an. Anfänglich fiel es, wie schon in Bargen, dem Städter nicht leicht, sich dem geistigen Niveau und dem Interessenkreis der meist aus bäuerlichem Milieu stammenden Schüler und Schülerinnen

anzupassen, da ich mich zudem erst in die Methodik dieser Stufe einarbeiten musste. Neben der Vorbereitung auf den Unterricht ging die auf die erste (theoretische) Reallehrerprüfung nebenher, die ich noch im gleichen Jahr in allen zwölf Fächern der sprachlichen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung mit der Gesamtpunktzahl $37^{11}/_{12}$ (!) glücklich bestand. Der Unterricht in den sprachlichen und mathematischen Fächern befriedigte mich vollauf, und bei der kleinen Schülerzahl der dreiklassigen Schule kam ich auch mit der Disziplin zurecht. Wertvolle geistige und berufliche Förderung erfuhr ich von meinen beiden Kollegen und den Lehrern der Elementarschule sowie vom Ortspfarrer, dem späteren Verfasser religionspädagogischer Literatur, lic. theol. C. Stuckert. Da der von mir vertretene Lehrer im Laufe des Jahres starb, wurde aus dem Vikariat eine provisorische Stelle mit 2000 Franken Jahresgehalt, die wieder mir übertragen wurde.

Das zweite Schuljahr liess sich ebenfalls gut an, und ich schien die Zufriedenheit der Ortsschulbehörde und des geistlichen Schulinspektors im allgemeinen erworben zu haben. Am Schluss der Jahresprüfung hielt mir dieser eine schmeichelhafte Lobrede, aber 14 Tage später fiel ich bei der definitiven Wahl durch Behörde und Erziehungsrat mit 7 gegen 5 Stimmen durch! Ich war natürlich wie vom Donner gerührt; die mir Gutgesinnten der Gemeinde und ich selbst forschten vergeblich nach den Gründen. Es hiess, ich sei zu wenig «volksverbunden», weil ich die Wirtshäuser mied und, weil ich doch noch nicht definitiv gewählt war, bei meiner Mutter in der Stadt wohnte. Der Fall erregte in der ganzen Lehrerschaft des Kantons Aufsehen und war mit ein Grund zum festern Zusammenschluss derselben. Für mich war die Niederlage darum besonders schlimm, weil sie mich für immer aus der Heimat verbannte.

Institutslehrer in Aarburg

Zum Glück konnte ich schon bald eine Stelle in dem vom Schwiegersohn des einstigen basellandschaftlichen Schulinspektors Kettiger gegründeten Internationalen Knabeninstitut Zuberbühler-Kettiger in Aarburg antreten mit 70 Fr. Monatsgehalt und freier Station. Ins Tagebuch schrieb ich damals: «Banges Zagen beschleicht mich, ob ich mir Autorität über die 20 nach Alter, Herkunft und Temperament so verschiedenen Buben von 6—19 Jahren, Basler, Welsche, Italiener, Engländer und Russen, werde verschaffen können.» In der Tat hatte ich es am Anfang überaus schwer, denn das Amt eines Institutslehrers war vor 50 Jahren kein leichtes: 15stündige Arbeitszeit mit Unterricht und Aufsicht, nur jeden zweiten Sonntag frei und jährlich 14 Tage Ferien. Obschon ich in erzieherischer Hinsicht wertvolle Erfahrungen sammeln konnte, betrachtete ich die vier Jahre in Aarburg als verlorene Zeit, so dass ich mich mehrmals um eine andere Stelle umsah, mich sogar einmal bei der Eidgenössischen Zollverwaltung meldete.

Um wieder an einer öffentlichen Schule unterzukommen, musste ich natürlich ein vollständiges Patent vorweisen können, und benutzte die kurze Freizeit zur Vorbereitung auf Wahlfähigkeitsprüfungen. Im Herbst 1896 bestand ich mit dem Prädikat «Sehr fähig» den zweiten, praktischen Teil der Schaffhauser Reallehrerprüfung. Da ich aber im Heimatkanton, wie gesagt, keinerlei Aussicht auf Anstellung mehr hatte, meldete ich mich noch zur bernischen Sekundarlehrerprüfung, obschon ich ja nie in Bern studiert hatte. Auch dort war man grosszügig, und ich wurde zugelassen. Als erster von 44 Kandidaten bestand ich im März 1899 die Prüfung in den Fächern der neusprachlich-historischen Richtung. Nun hielt ich es im Institut nicht länger aus, wenn schon mir die Arbeit allmählich dort besser von der Hand ging, so dass auch der Vorsteher eine freundlichere Haltung einnahm und mir den Lohn aufbesserte. Leider war damals im Kanton Bern Ueberfluss an Sekundarlehrern, und so verschlug es mich eben ins Baselbiet, das mir für den Rest meines Lebens zur zweiten Heimat werden sollte.

Sekundarlehrer in Birsfelden

Obschon mir der Stellenwechsel keine wesentliche Besoldungsverbesserung eintrug, lockte mich die Arbeit an der im Jahre zuvor gegründeten zweiklassigen Sekundarschule der aufstrebenden stadtnahen Gemeinde. Ich hoffte, neben der Schule meine Hochschulstudien fortsetzen und womöglich abschliessen zu können. Leider sollte es nicht sein, aber trotzdem waren die sieben Birsfelder Jahre von 1899 bis 1906 die schönsten meines Lebens.

Ich unterrichtete die kleinen, von tüchtigen Primarlehrern wohlvorbereiteten Klassen neben einem überaus freundlichen, in jeder Hinsicht idealen Kollegen, der leider schon nach einem Jahr in die Stadt gewählt wurde. Uebrigens bestand zwischen allen Lehrern und Lehrerinnen ein echt kollegial-freundschaftliches Verhältnis. Die Schulpflege, mit dem frühern Lehrer, Gemeindepräsidenten und spätern Regierungs- und Nationalrat A. Schwander an der Spitze, bestand aus lauter einsichtigen, schulfreundlichen Mitgliedern, zu denen auch der reformierte Pfarrer H. Nidecker gehörte.

Mit der Arbeiter- und Angestelltenbevölkerung Birsfeldens kam ich schon darum besser aus als seinerzeit mit den Neunkirchern, weil ich wie jene auch zugewandert war, ihre Nöte in meiner schweren Jugendzeit selber durchgemacht und deshalb Verständnis dafür hatte.

Die noch mit dem 7. Schuljahr beginnende Sekundarschule war damals — und bis vor wenigen Jahren — im ältesten, noch von Muttenz erbauten Schulhaus untergebracht. Schon damals wanderten besser begabte Primarschüler nach der 4. oder 5. Klasse in die Basler Schulen ab. Trotzdem verlangte der damalige Schulinspektor, ein ehemaliger Liestaler Bezirkslehrer, die gleichen Leistungen wie von den Bezirksschulen mit ihrem bessern Schülerdurchschnitt, und höhnte am Schluss einer Jahresprüfung, man sehe schon, die Sekundarschule Birsfelden liege eben noch in den Windeln. Trotz solcher wenig ermunternder Aussprüche des mir nicht sonderlich gewogenen Vorgesetzten fand ich immer mehr Freude an der Schularbeit und sehnte mich nicht sonderlich nach den Fleischtöpfen Basels, zumal ich in Birsfelden meine herzensgute, unvergessliche Lebensgefährtin gefunden hatte, die erst als Damenschneiderin, dann als Arbeits- und Haushaltungslehrerin zur Verbesserung des 200-fränkigen Gehaltes beitrug. Neben meinen Sprachstudien an der Universität Basel begann ich mich auch für die Gemeinde- und die kantonale Politik zu interessieren, namentlich für die Wiedervereinigungsfrage, die damals wieder einmal auf dem Tapet war, und den Kampf um ein neues Schulgesetz. Als es um die

Verwendung der Bundessubvention für die Primarschule ging, verlangte ich in einem Referat an der Kantonalkonferenz 1904 erstmals die Ausrichtung von Dienstalterszulagen an die Lehrerschaft. In der achtjährigen Schulgesetzkampagne setzte ich mich besonders für die Gleichstellung der Sekundar- und Bezirksschulen ein, nicht um diese zu degradieren, wie mir damals die Bezirkslehrer vorwarfen, sondern um jene zu heben. — Bald sollte ich in einen neuen, grösseren Wirkungskreis hineingestellt werden, der freilich meinen politischen und Studienplänen für immer ein Ende machte.

Kantonaler Schulinspektor in Liestal

Der seit 1902 amtende basellandschaftliche Schulinspektor Fr. Arni, anfangs von der Lehrerschaft begeistert begrüsst, hatte sich mit einigen ihrer Führer überworfen, weil er einseitig mit wenig schulfreundlichen Behördemitgliedern sympathisierte. An einem Maimorgen des Jahres 1906 überraschte er mich mit der Anfrage, ob ich nicht Lust hätte, sein Nachfolger zu werden. Ihm sei die Stelle verleidet, er habe sich an das Technikum Biel wählen lassen. «Wo denken Sie hin», antwortete ich aufs höchste erstaunt, «ich habe ja gar kein Seminar besucht, nur ein halbes Jahr an einer Primarschule unterrichtet, war schon als Schüler vom Zeichnen und Turnen ärztlich dispensiert, und überhaupt gehört an diese Stelle ein Baselbieter, und zwar ein Bezirkslehrer.» «Ein Schulinspektor muss nie dergleichen tun, als sei er nicht in allen Fächern auf der Höhe», war die Antwort. «Ich bin es auch nicht. Mehrere meiner Voränger sind so wenig wie ich Baselbieter gewesen. Kein Bezirkslehrer will das Amt übernehmen.» Ich erbat mir Bedenkzeit. Als Prüfungsexperte, Mitglied des Kantonalvorstandes der Lehrerschaft und Mitverfasser eines Lesebuchs für die 5. Klasse hatte ich freilich einigen Einblick in das basellandschaftliche Schulwesen erlangt. Als Schulinspektor konnte ich vielleicht als Vermittler zwischen Erziehungsdirektion und Lehrerschaft im Kampf um das neue Schulgesetz nützlich sein. Natürlich zog ich auch die finanzielle Seite in Betracht. Mit einer Inspektorbesoldung von 3600 Fr. und 1200 Fr. Taggeldern kam ich doppelt so hoch wie als Sekundarlehrer. Nebenverdienst gab es in Birsfelden nicht, und ich musste noch meine alte Mutter in Schaffhausen unterstützen. Den Vorteilen der Uebernahme eines so verantwortungsvollen Amtes standen freilich fast ebenso viele Nachteile gegenüber. Wäre ich wirklich imstande, zur Aussöhnung der Gegensätze zwischen Regierung und Lehrerschaft beizutragen, da ich doch wusste, dass die Bezirkslehrer meiner Wahl ungünstig gesinnt waren? Für Privatstudien oder Privatstunden war keine Zeit mehr, denn das Gesetz verlangte unerbittlich: Der Schulinspektor hat alle seine Zeit dem Amte zu widmen. Und ebenso kategorisch hiess es: Der Schulinspektor wohnt in Liestal. Ich musste also meinen bisherigen Wohnsitz, wo ich mich so wohl gefühlt, verlassen und in die Residenz übersiedeln, was besonders meiner Frau, die in Birsfelden aufgewachsen war und dort ihre Angehörigen und Freundinnen hatte, ungemein schwer fiel.

Aber von verschiedenen Seiten wurde ich ermuntert, doch zuzusagen. Es sei für mich ja nur ein «Uebergangsstadium»; die vier Vorgänger hätten ebenfalls nur je vier Jahre ausgehalten und sich dann nach Basel wählen lassen. (Sie hatten aber bessere Beziehungen zu den städtischen Schulgewaltigen!) Der Erziehungsdirektor, Regierungsrat Bay, kam zweimal persönlich nach Birsfelden und erklärte, meine Wahl sei absolut sicher, da ich allein vorgeschlagen werde. Die Bezirksschulen würden mir nicht zugeteilt, was mir wegen der erwähnten Spannung zwischen Sekundar- und Bezirkslehrern sehr erwünscht war. Ausschlaggebend war zuletzt, dass ich das Vertrauen eines grossen Teils der Lehrerschaft zu besitzen oder zu erwerben hoffte.

Die Wahl durch den Landrat ging glatt vonstatten, dank besonders der Fürsprache meines bisherigen Vorgesetzten, Gemeindepräsident Schwander. Vereidigt wurde ich auf das aus dem Jahre 1885 stammende Gesetz über die Organisation des Schulinspektorats, dessen wichtigste Bestimmungen übrigens wörtlich ins heutige Gesetz hinübergenommen wurden, sowie auf das alte, vielfach durchlöcherte Schulgesetz von 1835. Infolge des damals schon in Liestal bestehenden Wohnungsmangels konnte ich erst nach einem Jahr dorthin übersiedeln. Als ein Birsfelder Landrat das Zwangsdomizil beanstandete, gab ihm ein Liestaler Kollege zur Antwort, man müsste ja sonst dem Schulinspektor noch ein Taggeld ausweisen, wenn er nur aufs Büro käme . . . Nun, seither haben sich die Zeiten und die Leute doch etwas geändert.

Am 1. Juni 1906 trat ich das schwere Amt an. Es gab wohl kaum im Schweizerland und weit darüber hinaus einen Schulinspektor mit einem so vollgerüttelten Arbeitsmass. Jährlich mindestens einmal mussten in den 72 Gemeinden sämtliche 206 Primar-, 8 Sekundar- und 4 Anstaltsschulen besucht werden, und zwar in der Zeit von Anfang Mai bis Mitte Februar. Denn die beiden letzten Monate des Schuljahres waren mit Prüfungen ausgefüllt, und in der ersten Maiwoche fanden bis 1911 die Patentprüfungen für Primarlehrer statt, an denen oft über 30 Kandidaten teilnahmen. Es fehlte gerade noch, dass ich nicht auch die Repetier- und die Fortbildunsschulen inspizieren musste. Ich habe in meiner 37jährigen Amtszeit etwa 10 000 Schulbesuche gemacht, und dabei im Jahr durchschnittlich 5000 km zu Fuss, per Bahn oder Tram, also 4½mal die Länge des Erdumfanges, zurückgelegt . . .

Es ist sonderbar, dass die Fachaufsicht im Schulwesen durch Inspektoren im Hauptamt in so vielen Kantonen von jeher abgelehnt wurde. Man befürchtet dort immer eine undemokratische Diktatur, die die Lehrerschaft gleichschalten und die Lehrfreiheit beschränken, sie ihr gar rauben wolle. «Wir wollen nicht, dass dieser und jener über uns herrsche.» Das war auch der Grundton eines Referates, das kurz nach meinem Amtsantritt an der Kantonalkonferenz gehalten wurde, und an einer Bezirkskonferenz kam das Misstrauen noch schärfer zum Ausdruck. Und weil nach Gesetz natürlich der Schulinspektor «unter der Erziehungsdirektion steht und deren Aufträge auszuführen hat», so übertrugen eben manche Lehrer das dem Erziehunsdirektor entgegengebrachte Misstrauen auch auf mich, während anderseits Erziehungsdirektion und Regierungsrat mich im Verdacht hatten, es mit der oppositionellen Mehrheit der Lehrerschaft zu halten. So zwischen Tür und Angel befand ich mich fast 25 Jahre lang — sicher kein beneidenswertes Los, und mein Freund, der Rechenmeister Dr. h. c. Justus Stöcklin, hatte schon etwas recht, wenn er einen Vers in Schillers Tell auf mich so variierte: «Strafe genug ist sein ‚erbärmlich' Handwerk.» Wollte ich eine be-

scheidene Verbesserung im Schulwesen durchführen, so hiess es von oben herab: «Jagen Sie nur kein Tier auf, es könnte Ihnen die Stelle kosten!» Und empfahl ich allzu stürmischen jungen Schulreformern etwas Mässigung, so wurde ich als verstaubter Reaktionär hingestellt.

Ein Jahr nach meinem Amtsantritt kam die erste Vorlage eines neuen, das ganze Schulwesen umfassenden Gesetzes zur Abstimmung. Sie war nicht so schlecht, wie sie die Lehrerschaft beurteilte, wurde jedoch, wie die zweite vom Jahre 1909, verworfen. Ende 1911 konnte endlich das 76 Jahre alte Schulgesetz durch das jetzt noch geltende ersetzt werden, das als Kompromisswerk freilich auch kein Ideal ist. Die Vorarbeiten zu diesen drei Vorlagen hatte natürlich in der Hauptsache ich zu besorgen, wozu ich stets den Kantonalvorstand des Lehrervereins befragte, und als das Gesetz endlich unter Dach war, galt es, eine Menge Verordnungen zu entwerfen und sie vor dem neugeschaffenen Erziehungsrat, wo ich aber kein Stimmrecht hatte, zu vertreten. Wehe mir, wenn ich eine Ansicht zu äussern wagte, die mit der des Erziehungsdirektors nicht übereinstimmte!

Die Schulbesuche

Zum Glück war aber das Schulinspektorat nicht nur «ein erbärmlich Handwerk». Die Schulbesuche, auch bei Wind und Wetter in allen Jahreszeiten, waren nicht nur der wichtigste, sondern auch der erfreulichste Teil der Arbeit. Da trat ich in persönliche Beziehung zu jeder Lehrkraft und zu jeder Lehrklasse. Die Vielgestaltigkeit der Unterrichtsmethoden, der aus allen deutschweizerischen Seminaren herkommenden Lehrerschaft schien mir nicht nachteilig. Ich liess jeden ehrlich strebenden Lehrer und jede psychologisch gut begründete Methode gelten, nach der — unter Beachtung der gesetzlichen Vorschriften — die Jugend zu brauchbaren Gliedern unserer Volksgemeinschaft erzogen wurde. Dass ich ein christliches Erziehungsideal im Sinne Pestalozzis, wo sich Gelegenheit bot, in Erinnerung rief, geschah aus tiefster Ueberzeugung.

Trotz wiederholter Aufklärung begriffen manche Lehrer nie, dass bei einer Inspektion kein Examen veranstaltet werden müsse, dass ich vielmehr ihre Unterrichtsweise, ihre Vorbereitung, die Darbietung und Auswertung des Lehrstoffes unter der tätigen Mitarbeit der Klasse kennenzulernen wünschte. Wo eine endlose Repetition veranstaltet oder die Schüler nur schriftlich beschäftigt oder eine halbe Stunde lang darauflosgelesen wurde, war sicher der Lehrer nicht vorbereitet, die Stunde also ein glatter Leerlauf. Unaufgefordert wurden einem die schriftlichen Arbeiten und die Zeugnisse der Schüler leider selten vorgelegt. Aus Zeitmangel konnte ich keine eigenen Lektionen während eines Besuches halten, so gern ich es getan hätte, um dem Vorwurf des blossen Kritisierens zu entgehen. Dem Lehrer während seines Unterrichts die Klasse aus der Hand zu nehmen, unterliess ich meistens, sowohl mit Rücksicht auf ihn als auf die Schüler, da ich diese Art Inspektion, als ich selber noch Lehrer war, immer als Bloßstellung empfunden hatte. Wenn freilich, was aber nur selten der Fall war, der Lehrer selbst wünschte, dass ich unterrichte, sagte ich gern zu. Wahrscheinlich traute man mir in der Regel nicht zu, dass ich es könne, und, offen gestanden, wäre das wohl ab und zu der Fall gewesen. Wer Jahre, gar Jahrzehnte von der Praxis des Unterrichts weg ist, improvisiert nicht leicht eine Schulstunde, besonders etwa in einem Fach und auf einer Stufe, wo er selber nie unterrichtet hat. Sicher aber täte es jedem Inspektor gut, ab und zu wieder einige Zeit selber Schule zu halten, um sich über die Gegebenheiten und Möglichkeiten eines fruchtbaren Unterrichts Rechenschaft zu geben. Mir wäre das bei meiner grossen Arbeit freilich nicht möglich gewesen, was ich heute noch bedaure.

Am Ende des Schulbesuches wurde mit dem Lehrer über das Gehörte und Gesehene Rücksprache genommen, gelobt und, wenn nötig, getadelt, jenes vielleicht allzu selten, dieses zu häufig. Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann.

Ueber jeden Besuch wurde am gleichen Tag auf dem Büro ein kurzer schriftlicher Rapport abgefasst, der nur das enthielt, was dem Lehrer mündlich gesagt worden war. Diese Kurzberichte wurden je auf Monatsende mit dem Tagebuch der Erziehungsdirektion vorgelegt, von ihr eingesehen und ohne Bemerkungen wieder zurückgegeben, so dass ich eigentlich nie wusste, ob sie damit und mit meiner Inspektionsweise einverstanden war. In Fällen, wo Einschreiten wegen im Rapport gerügter Mißstände erforderlich war, genügte dies nicht; es musste eine besondere Eingabe gemacht werden; so verlangte es der Dienstweg, den man ja nie genug mit Akten «pflästern» kann. Die Schulbesuch- und Examenrapporte wurden für jeden Lehrer in einer Kartothek aufbewahrt und beim nächsten Besuch oder Examen zum Vergleich mitgenommen. Natürlich standen diese Rapporte jedem Lehrer zur Einsichtnahme zur Verfügung; doch hat sich kaum je einer dafür interessiert . . . Auf Grund derselben wurde dem, der für eine Anmeldung ein Zeugnis verlangte, ein solches ausgestellt oder eine Schulpflege informiert, was leider selten nötig war (nüt vo Lieschtel!).

«Inspektor heisst er und ist da,
eh man sich dessen noch versah»,

hiess es einst in einer Schnitzelbank. Es tat mir leid, dass der unvermutete Eintritt ins Schulzimmer bei Schülern, oft auch bei Lehrern und mehr noch bei Lehrerinnen eine eigentliche Schockwirkung auslöste. Die Kinder, besonders die kleinen, die abgebrühten grossen schon weniger, waren natürlich ob meiner Goliathstatur und dem strengen Blick der bebrillten Augen etwas erschrocken, so dass heute noch Erwachsene mir versichern, sie hätten einst auch Angst vor mir gehabt. Dass ich Unaufmerksame, Faule und Ungezogene zurechtwies, Anstand, Höflichkeit und Ordnung forderte — Dinge, die leider Gottes nicht mehr hoch im Kurs stehen —, trug wohl auch zur Unbeliebtheit bei, die ich bedauerte, aber nicht ändern konnte. Hie und da gelang ein Witz, der zeigte, dass ich doch kein «Kindlifresser» sei. — Weniger verständlich und nur psychologisch erklärbar war die Schockwirkung bei einigen Lehrkräften, nicht nur jungen, sondern auch ältern. Trotz allen Wohlwollens, das mir auch im Zentenarbericht des Lehrervereins zugebilligt wird, wurde ich oft nur als eine Art Schulpolizist betrachtet, der nur darauf ausgehe, pädagogische Sünder oder solche, die er dafür hielt, am Kragen zu packen und das «Gute im Menschen» nicht zu beachten. Willkommen war man selten; am liebsten sah mancher einen wieder fortgehen. «Wieweit solches Benehmen mit dem demokratischen Freiheitssinn des Baselbieter Lehrers, der doch von jeher

unter Fachaufsicht stand, zusammenhängt, bleibe dahingestellt. Nicht wenige Lehrer und Lehrerinnen versicherten mir oft, sie seien stets bei Schulbesuchen befangen und könnten nicht aus sich herausgehen. Selten waren die entgegengesetzten Charaktere, die durch eine bald durchschaute eingedrillte Paradelektion imponieren zu können glaubten. In solchen Fällen sparte ich freilich den mir oft übel vermerkten Sarkasmus nicht.

Die Jahresprüfungen

Noch weniger beliebt als die Inspektionen waren natürlich die *Jahresprüfungen*, wozu mich das Gesetz verpflichtete, trotzdem ich von jeher ein entschiedener Gegner derselben war. Bis 1912 musste ich jährlich ein Drittel sämtlicher Primar- und Anstaltsschulen selber prüfen und mich an den Sekundarschulprüfungen beteiligen. Zwei volle Monate, Mitte Februar bis Mitte April, dauerte diese Examenhetze. Nach zähem Ringen setzte ich allmählich bei der Erziehungsdirektion einen sukzessiven Abbau durch. Zuerst fiel das Nebeneinander von mündlichen und schriftlichen Prüfungen weg, dann die der 1.—3. Primarklasse, die mündlichen Prüfungen an den obern Primarklassen und den Mittelschulen. Experten, die anfänglich an den Primarschulen jedes Jahr wechselten, teilten sich mit mir in die Prüfungsarbeit. Anfänglich waren es teils Pfarrer, teils Bezirks- oder Sekundarlehrer; da jene bei der Lehrerschaft nicht sonderlich beliebt waren, zog man Primarlehrer bei. Dass der Lehrer die Klasse eines Kollegen der gleichen Stufe prüft, habe ich nie als stossend empfunden, da nur anerkannt tüchtige Lehrkräfte als Experten vorgeschlagen wurden. Ihre wertvollen Berichte verwendete ich stets in meinen gedruckten über den Stand des Schulwesens.

Im ersten Weltkrieg fielen die Prüfungen teilweise, im zweiten vollständig weg. Loyal durchgeführt, geben sie Eltern und Schulpflegern, die das Jahr hindurch keine Schulbesuche machen, Einblick in die Schularbeit; für die Beurteilung eines Lehrers sind sie nahezu wertlos.

Uebrigens wurden oft mehr die Examenberichte als die Examen selbst beanstandet, mit Recht, wenn Schulpflegen einen unpassenden Gebrauch davon machten. Die Lehrerschaft kritisierte zuerst die Durchschnittsnoten, dann die prozentuale Bewertung der schriftlichen Prüfungsaufgaben, obgleich beide Verfahren von den Konferenzen gebilligt worden waren. Wie man's machte, war's nicht recht . . .

Durchsicht und Zensur der Tausende von schriftlichen Arbeiten und die Abfassung der gegen hundert Examenberichte beanspruchten immer den ganzen Monat April.

Lehrerkonferenzen

Der Besuch der *Lehrerkonferenzen* ist nach dem Wortlaut des Gesetzes eigentlich nur für den Schulinspektor obligatorisch. Ich habe deren etwa 400 im Kanton besucht und sie immer als Fühlungnahme mit der Lehrerschaft geschätzt. Aus Lehrübungen, Vorträgen und Exkursionen empfing ich viel Anregung, wofür ich dankbar war. Selber habe ich etwa ein Dutzend Referate an kantonalen Tagungen gehalten, und vor Erscheinen der «Schulnachrichten» bildeten die Mitteilungen des Schulinspektorats ein ständiges Traktandum der Bezirkskonferenzen.

Dem regen Fortbildungsstreben der Lehrerschaft konnten wegen der Zunahme derselben die Bezirkskonferenzen nicht mehr genügen. Daher schlug ich 1932 die Auflösung derselben in Arbeitsgruppen vor, sowie die Aufteilung der kantonalen Primarlehrerkonferenz in Stufen- und der Mittellehrerkonferenz in Fachgruppen. Diese Neuordnung, wenn auch durch den Krieg arg gestört, hat sich im ganzen bewährt.

Lange Jahre wurde ich regelmässig zu den *Vorstandssitzungen des Lehrervereins* bzw. der Kantonalkonferenz und seiner Kommissionen eingeladen, ein Zutrauen, das ich sehr schätzte. Bei allen wichtigen Neuerungen im Schulwesen: Verordnungen, Lehrplänen, Lehrmitteln usw. pflegte ich die Meinung der Lehrerschaft oder ihres Vorstandes einzuholen, bevor ich mit Anträgen an die Behörde gelangte. In der Regel sind doch die Interessen der Schule mit denen der Lehrerschaft identisch, so dass ich ohne Bedenken die Verantwortung für die Vereinfachung der Schulexamen, die Verlängerung der Sommerferien auf fünf Wochen, die Freigabe eines dritten Nachmittags in der Woche übernehmen konnte.

Schulpflegen

Mit den *Schulpflegen* hatte ich besonders seit dem Wegfall der Examen wenig Fühlung, wurde auch nicht zu den Konferenzen derselben eingeladen. Das überspitzte Gefühl der Gemeindeautonomie, das den Baselbietern eigen ist, hinderte sie, jeweilen rechtzeitig den Rat des Schulinspektors einzuholen, bevor es in einer Schule irgendwie schief ging. War eine Gemeinde in Missachtung des Vorschlages des Schulinspektors bei einer Lehrerwahl an den «Lätzen» geraten, dann sollte man ihn wieder wegbringen helfen oder einen Unverbesserlichen bekehren. Dem Schulinspektor steht ja nach Gesetz nicht einmal das Recht zu, disziplinarische Massnahmen gegen einen Pflichtvergessenen auch nur zu beantragen. Er kann jahrelang über ungenügende Leistungen berichten: es geschieht nichts... Die Interesselosigkeit und Gleichgültigkeit vieler Schulpflegen betrachte ich als einen grossen Mangel in unserm Schulwesen.

Weiterbildung

Ist schon ein Lehrer, der nichts für seine *Weiterbildung* tut, in Gefahr, ein blosser Stundengeber und Routinier zu werden, so gilt das noch mehr von einem Inspektor. Bei meiner Arbeitsüberlastung musste ich das Studium von Fachliteratur gewöhnlich nach Feierabend betreiben. Pädagogische Zeitschriften las ich meist unterwegs. Bedauert habe ich stets, dass ich mich nicht auch in den Schulen anderer Kantone oder des Auslandes mehr umsehen konnte. Sogar das Basler Schulwesen lernte ich eigentlich erst an den Veranstaltungen der «Basler Schulausstellung» näher kennen. Im Jahre 1910 unternahm ich eine sehr lehrreiche Studienreise nach Süddeutschland, um die Auswirkungen der Schulreform auf die Volksschulen kennenzulernen, nachdem ich im Jahr zuvor einen Ferienkurs an der Universität Jena besucht hatte, der zwar noch im Zeichen der Herbart-Zillerschen Pädagogik stand, aber auch der Kunsterziehung die Tore öffnete. Noch besuchte ich 1917 einen psychologischen Ferienkurs am Institut Rousseau in Genf, sonst aber musste ich meine kurzen Ferien (drei Wochen — und nicht, wie Bevölkerung und Lehrerschaft oft meinte — elf Wochen!) zu meiner Erholung dringend benötigen.

Das «Büro»

Denn neben den täglichen amtlichen Ausgängen galt es doch noch eine Menge *Büroarbeiten* zu erledigen, für die kein eigener Sekretär zur Verfügung stand. Alle Briefe, Rapporte und Berichte mussten von Hand geschrieben und selber kopiert werden. Erst 1926 erhielt ich eine Schreibmaschine und erst lange nachher ein Telephon. Zu den zeitraubendsten Büroarbeiten gehörte eine an Hand der Jahresberichte, Schülertabellen und Lehrerverzeichnisse immer mehr ausgebaute Schüler- und Lehrerstatistik.

In den Jahren 1933 und 1934 wurde eine umfassende Schüler- und Lehrerstatistik seit 1900 aufgenommen, die Schülerbewegung mit der Bevölkerungsbewegung verglichen. Ferner wurden die Veränderungen für jede einzelne Primar- und Mittelschule graphisch dargestellt und endlich die allgemeinen und lokalen Ursachen der Schwankungen ermittelt. Ueber letztere lieferte die Lehrerschaft wertvolle Angaben. Die Hauptergebnisse der Statistik sind im gedruckten Bericht über das Jahr 1935 zusammengefasst.

Als siebente und letzte «Obliegenheit des Schulinspektors» verlangt das Gesetz, er müsse alljährlich einen schriftlichen Bericht über seine sämtlichen Amtsverrichtungen und über *den Stand des Schulwesens* erstatten. Ich habe mit Zustimmung der Erziehungsdirektion nur alle fünf Jahre über den Stand des Schulwesens, der sich ja nicht von Jahr zu Jahr ändert, berichtet. Es sind von 1910 bis 1940 sechs Berichte im Druck erschienen. Bis 1930 hatten sie zuerst die Zensur des Erziehungsdirektors zu passieren, damit keine ihm unangenehme Bemerkungen darin stehen blieben. In der kantonalen Lehrerschaft sind diese Berichte ziemlich beachtet worden, nicht aber im Landrat. Die Oeffentlichkeit bekam davon überhaupt nie Kenntnis, denn in der kantonalen Presse wurden sie totgeschwiegen. Ich bedauerte das, natürlich nicht um meinetwillen, sondern weil ich dafür hielt, das Urteil über das Schulwesen, von dem zur Beaufsichtigung desselben angestellten Beamten, sollte dem Steuerzahler, der so grosse Mittel dafür aufbringen muss, nicht vorenthalten werden. Selber Schulfragen an die grosse Glocke zu hängen, hielt ich nicht für nötig, und es widerstrebte mir auch, denn ich hätte bei Behörden und Lehrerschaft vielleicht nur Anstoss erregt. Zudem stand ich nie gern im Rampenlicht der Oeffentlichkeit, habe deshalb in Liestal nie auch nur das kleinste Aemtlein erstrebt, und darum — gerechterweise — auch nicht erhalten.

*

Meine Selbstschau ist zu Ende. — Nahezu einen Viertel meiner Schuldienstjahre war ich Lehrer und wäre es wohl am liebsten geblieben. Denn das Amt eines Schulinspektors ist eben, aufs Ganze gesehen, doch kein dankbares. Man sollte einer Lehrerschaft, die das meist gar nicht wünscht, Berater und Helfer sein, und ist selber in vielen wissenschaftlichen, methodischen und schulpraktischen Fragen unsicher. Den Behörden gegenüber ist man verantwortlich, dass jeder Lehrer seine Pflicht tue, hat aber sozusagen keine Befugnis, Unfähige oder Pflichtvergessene aus der Schule zu entfernen, da sie eben vom Volk gewählt sind und alle fünf Jahre wiedergewählt werden. Es gehört zu den betrüblichsten Erscheinungen in unserm Schulwesen, wenn bei einer Wiederwahl diejenigen Lehrer und Lehrerinnen am meisten Stimmen machen, die es nach ihrer Schularbeit am wenigsten verdienten.

Ich will keinen Blick in die Zukunft wagen, sondern Gott danken, ohne dessen Hilfe ich das Wenige, das ich geleistet, nicht hätte tun können. Meine bescheidenen Verdienste sind zu dreien Malen von Behörden und Lehrerschaft nur zu viel gelobt worden: nach 40 Jahren Schuldienst, bei meinem 70. Geburtstag und bei meinem Rücktritt Ende Mai 1943.

Lebenslang bin ich dem Kanton Basellandschaft dankbar dafür, dass er dem aus seinem Heimatkanton Vertriebenen nicht nur eine zweite Heimat gewährt, sondern ihm 37 Jahre lang ein so hohes Amt anvertraut hat.

Liestal, Ende Juli 1946.

H. Bührer, Alt-Schulinspektor.

Pädagogische Rekrutenprüfungen

Der von Oberexperte Dr. F. Bürki erstattete Bericht über die pädagogischen Rekrutenprüfungen im Jahre 1945 gibt wiederum wertvolle Aufschlüsse über die Entwicklung dieser im Dienste der nationalen Erziehung stehenden Institution. Geprüft wurden in 72 Rekrutenschulen rund 28 000 Mann. Davon hatten 15 000 die Primarschule und 8400 die Primar- und Sekundarschule durchlaufen. Von diesen 23 400 ehemaligen Volksschülern besuchten 83 % noch eine Gewerbe- oder Fortbildungsschule. Es ist erfreulich, zu vernehmen, dass diese Zahl langsam ansteigt, bedeutet sie doch vermehrtes Interesse an einer beruflichen und geistigen Förderung. 1943 waren es 80 %, 1944 82 % und jetzt also 83 %. Der Einfluss der Fortbildungsschule wirkt sich selbstverständlich in den Prüfungsergebnissen aus, indem z. B. die Primar- und Sekundarschüler *ohne* Fortbildungsschule in der mündlichen Prüfung einen Durchschnitt von 2,64 erreichten, diejenigen *mit* Fortbildungsschule jedoch 2,21 (1 = beste Note; 4 = schlechteste Note). Noch wesentlich besser schnitten selbstverständlich die Absolventen von Fach- und Mittelschulen ab, indem sie Durchschnittswerte von 1,66 und 1,35 erreichten. Leider wurde schon versucht, aus solchen Ergebnissen einen Vorwurf an die Adresse der Volksschule zu konstruieren. Dass dies keineswegs angängig ist, zeigt eine Untersuchung von Dir. Grandjean vom Erziehungsdepartement des Kantons Genf. Er griff aus sämtlichen schriftlichen Arbeiten der Genfer Rekruten die mit den Noten 3 und 4 bewerteten heraus und untersuchte den Schulbesuch jedes einzelnen Prüflings. Von den 202 Leuten wiesen bloss 32 eine normale Schulzeit auf; 83 haben das letzte, z. Teil auch das zweit- und drittletzte Schuljahr nicht besucht. Weitere 60 waren Schüler von Werkklassen (classes-ateliers, classes de développement); die restlichen 27 verliessen die Schule als Hilfsklässler. Direktor Grandjean bemerkt dazu: «Das Ergebnis dieser Ueberprüfung ist aufschlussreich. Es steht fest, dass die grosse Mehrzahl der betreffenden Rekruten zurückgebliebene Schüler waren, die dem Unterricht in ihrer Altersklasse nicht folgen konnten. Schon die Schule hatte sie ausgesiebt».

Der Oberexperte hat nach Reglement die nicht immer leichte Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die Prüfungen möglichst einheitlich und unter Beachtung der methodischen Anweisungen durchgeführt werden. Dass dies nicht etwa Verknöcherung bedeutet, zeigt gerade

der vorliegende Bericht, der auf zwei interessante Neuerungen hinweist. Sie betreffen Aufsatz und Brief.

In der schriftlichen Prüfung haben die Rekruten einen *Aufsatz* zu schreiben, und zwar einen Erlebnisaufsatz. Bewährte Themen sind z. B. «Die Post wird verteilt», «Erste Eindrücke in der Rekrutenschule», «Unter neuen Kameraden» usw. Rekruten mit Mittelschulbildung finden jedoch solche Aufgaben vielfach allzu leicht oder zu banal. Um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre geistige Reife und ihre grössere sprachliche Gewandtheit unter Beweis zu stellen, wurde ihnen ein sogenanntes Wahlthema vorgelegt, d. h. es wurde allen Rekruten freigestellt, das übliche leichtere Thema zu bearbeiten oder sich für das gehobenere Wahlthema zu entscheiden. Diese Wahlthemata beschlugen zur Hauptsache wirtschaftliche, staatspolitische oder auch militärische Probleme, z. B. «Die Grenzen öffnen sich wieder», «Soll die Schweiz ihre Neutralität aufgeben?» «Wie ich meinem Lande dienen möchte». Die Erfahrung zeigte, dass nahezu zwei Drittel aller Studenten und die Hälfte der Kaufleute die schwerere Aufgabe wählten und sie im allgemeinen gut bis sehr gut lösten. Der Versuch wird gegenwärtig fortgeführt, da vor allem die Art der Themenstellung noch weiter abgeklärt werden muss.

Eine zweite Neuerung betrifft den *Brief*. Bis anhin stellten die Experten die Aufgabe etwa in folgender Art: «Schreiben Sie an die Expedition des Tagblatts, sie möchte Ihnen die Zeitung für die Dauer der Rekrutenschule an Ihre Militäradresse senden!» Diese Art der Erläuterung hatte den Nachteil, dass der Experte mit der Erklärung eigentlich schon alles sagte und der Rekrut lediglich die Aufgabe hatte, den gegebenen Inhalt in Briefform zu bringen. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, wurden Zettel mit Inseraten ausgeteilt, z. B.:

Im Tagesanzeiger der Stadt Zürich lesen Sie nachstehendes Inserat:

Gefunden

ein Portemonnaie mit Inhalt in Zürich-Oerlikon. Es wird gegen Erkenntlichkeit abgegeben von Albert Benz, Südstrasse 4, Wallisellen.

Der Experte sagte dazu lediglich: «Sie haben ein Portemonnaie verloren; schreiben Sie einen Brief!»

Mit solchen Aufgaben wurden recht günstige Erfahrungen gemacht, so dass auf die früher üblichen Briefthemata mehr und mehr verzichtet wird.

Trotzdem der Auswahl der Inseratthemata Grenzen gesetzt sind, ist eine Mannigfaltigkeit vorhanden, die vor Erstarrung und Schematisierung sichert. Es war nicht Verlegenheit, die zum Aufstöbern weiterer Aufgabengebiete führte, sondern die Ueberlegung, dass Briefe häufig durch Briefe ausgelöst werden. Fortbildungsschulinspektor Oberholzer kam deshalb auf den Gedanken, den Rekruten einen *Briefausschnitt* vorzulegen. Die ersten Versuche erfolgten in der Train-Rekrutenschule Bülach, die sich ausschliesslich aus Landwirten zusammensetzte. Diesen Rekruten wurde nachstehende Aufgabe gestellt:

Sie sind Besitzer eines Pferdes. In einem Briefe des Herrn A. Benz, Kaufmann, Bubenbergstrasse 20, Bern, dessen Eltern seit kurzer Zeit in Ihrer Gemeinde wohnen, lesen Sie folgende Sätze:

... Ich bin zum Train eingeteilt worden und möchte in den nächsten Ferien meine Fähigkeiten im Umgang mit Pferden auffrischen. Meine Eltern, die seit Jahren keine Pferde mehr halten, haben mir Ihre Adresse angegeben, und ich erlaube mir, Sie anzufragen, ob Sie mir vom 15. August bis 5. September 1945 jeweilen am Abend und an Sonntagen Ihren «Eidgenossen» zum Reiten zur Verfügung stellen könnten....

Antworten Sie auf diesen Brief!

Schon während der Prüfung war zu spüren, dass die Rekruten bei der Lösung dieser Aufgabe gerne mitmachten, und die Korrekturen bestätigten diese Beobachtung. So schrieb z. B. ein Absolvent einer landwirtschaftlichen Fortbildungsschule:

Bülach, 10. August 1945.

Herrn A. Benz, Kaufmann,
Bubenbergstrasse 20, B e r n.

Geehrter Herr Benz!

Auf Ihr Schreiben vom 3. Juli muss ich Ihnen leider folgende Mitteilung machen:

Ich kann Ihnen das Pferd nicht jeden Tag zum Reiten geben, denn in dieser Zeit brauche ich dieses Pferd zimmlich stark zum Zug. Dazu kommt der Umstand, dass ich im Sept. an einer Springkonkurrenz teilnehmen möchte, wozu ich selber noch etwas vortrainieren muss.

Ich kann Ihnen jedoch den Umgang mit den Pferden und auch etwas Reiten zusichern, wenn Sie sich bei mir in den Landdienst einstellen liessen. Ich erwarte Bericht.

Hochachtungsvoll *J. M.*

Ein weniger schreibtüchtiger Mann schrieb folgende Antwort:

Weehrter Herr Benz.

Auf Ihr Schreiben zurück komment, wegen meines Pferdes «Sultan» muss ich Ihnen leider miteilen, dass mein Pferd für Sie als Anfänger viel zu Temeramentvoll ist. Da ich als guter Reiter alle mühe habe, es zu meistern. Kann Ihnen leider mit keiner andern Antwort dienen, und hoffe das Sie anderweitig zu einem Pferd kommen, das Ihnen als Anfänger mehr entspricht.

Es grüsst Sie mit *Hochachtung* *R. U.*

Mit der Note 4 musste nachstehender Brief bewertet werden:

Bülach, den 10. 8. 1945.

Herrn A. Benz.

Ich habe Auf ihr Schreiben zuruckkommende muss ich leider mideilen. Das ich auch kein Pferd mehr habe. Auf 1. September wider ein «Eidgnossen». Dann kannst du kommen und alle Tag Reiten. Ich din frof das du kommst. Mein Bruder ist auch im Dienst. Allso du kommst auf 1. September zu mir Hoffendlich hast du Fraüte dass du unst kanst kommen.

Freundlich grüsst Sie *G. Sch.*

Es ist ein Vorzug des von Oberexperte Dr. F. Bürki verfassten Berichtes, dass wiederum ein Teilgebiet aus dem ganzen Prüfungsbereich einlässlicher dargestellt wird, diesmal die Frage des Wahl- und Briefthemas. Aus solchen Erfahrungen und Beobachtungen, wie sie anlässlich der Rekrutenprüfungen gemacht werden, können vor allem die Lehrkräfte an den verschiedenen Typen der Fortbildungs- und Gewerbeschulen, selbstverständlich aber auch die Lehrer an den obern Klassen der Volksschule, für den Unterricht mancherlei Anregungen schöpfen. Das 60 Seiten starke Heft wird deshalb den Interessenten wie üblich durch die kantonalen Erziehungsdirektionen abgegeben.

Aufschlussreich ist für uns Lehrer vor allem auch die Antwort auf die vom Chef der Ausbildung aufgeworfene Frage, ob die pädagogischen Prüfungen nicht ausserhalb der Rekrutenschulen durchgeführt werden könnten. Der Oberexperte lehnt diese Anregung des bestimmtesten ab. Eine Prüfung am Aushebungstag würde zu einem summarischen und mechanischen Abfragen der jungen Leute zwingen; die

sorgfältig aufgebaute pädagogische Anlage müsste geopfert werden, was mit Recht die erbitterte Gegnerschaft aller einsichtigen Schulleute herausfordern würde.

Wir wissen, dass die pädagogischen Prüfungen in den straffen Dienstbetrieb eine Unterbrechung (Prüfungsdauer schriftlich 90 Minuten, mündlich 35 Minuten) bringen, die von den Instruktionsoffizieren gelegentlich als Störung empfunden wird. Immer mehr sehen jedoch die für die soldatische Ausbildung massgebenden Persönlichkeiten ein, dass die nationale Erziehung der jungen Schweizer ein Problem ist, das auch die Beachtung der militärischen Kreise verdient. Eine positive Einstellung zu den Fragen der geistigen Landesverteidigung bedingt selbstverständlich ein angemessenes Verständnis für staatspolitische Notwendigkeiten. Dass man zum mindesten bei Offizieren im Rang von Schulkommandanten diese Einsicht ausnahmslos sollte voraussetzen dürfen, scheint uns selbstverständlich angesichts der bedeutenden pädagogischen Funktionen, die diese Herren bei richtiger Erfassung ihrer Aufgabe zu erfüllen haben. *P.*

Kinderdorf Pestalozzi in Trogen

Ein erster Beitrag der Schweizer Spende und der erfolgreiche Goldkäfer-Verkauf im Juni haben es der «Vereinigung Kinderdorf Pestalozzi» ermöglicht, mit dem Bau von fünf Kinderhäusern in Trogen zu beginnen. Im kommenden Herbst sollen diese bezugsbereit sein und einer Anzahl Kriegswaisen in einer guten Dorfgemeinschaft einen langfristigen Aufenthalt schenken. In einer heitern Umwelt, die ihnen Ruhe und eine Heimat bieten wird, dürfen sie dort oben aufwachsen, gesunden und so weit erstarken, dass sie dann ihr Leben selbst meistern können.

Der Goldkäfer, dem man heute noch so oft begegnet, hat aber nicht nur den Grundstock zu den notwendigen Mitteln gelegt. Seine Wirkung war eine viel nachhaltigere: Er hat die Kinderdorf-Idee in alle Schichten des Volkes hinausgetragen und den freudigen Helferwillen weitester Kreise nochmals entfacht! Seit Wochen sind in Trogen viele jugendliche Freiwillige unermüdlich an der Arbeit. Sie helfen den Bauleuten bei den Erdarbeiten, beim Aufrichten der Kinderhäuser. Kommen sie von ihrem freiwilligen Arbeitsdienst heim, der dem Drange zu helfen entsprungen ist, so feuern sie Kameraden an, ein gleiches zu tun, und so bricht diese jugendliche Hilfsbereitschaft nie ab. — Täglich treffen bei der Zentralstelle für Mittelbeschaffung Briefe von gebefreudigen Leuten ein, die, von der Idee gepackt, ihren Willen bekunden, in irgendeiner Form zum Gelingen des Gemeinschaftswerkes beizutragen. — Ganze Schulklassen und Jugendgruppen melden sich als freiwillige Helfer, strikken Strümpfe, nähen Wäschestücke und Kleider, verfertigen Einrichtungsgegenstände und Spielsachen. Vereine tun einen Griff in ihre Kasse, Industrie- und Handelsfirmen zeichnen kleinere oder grössere Geldbeiträge zu Gunsten dieses einzigartigen Werkes der Menschlichkeit.

Und doch genügen die bis jetzt gesammelten Mittel und die freiwilligen Arbeitsleistungen nicht, um die geplanten 24 Häuser für je 16 Kinder zu bauen. Die weitern Häuser, die in Anbetracht der Riesennot der europäischen Kriegsvollwaisen bitter notwendig sind, können erst in Angriff genommen werden, wenn

Helft dem

PESTALOZZIDORF

Kauft Kinderdorf-Scheine!

weitere Mittel zur Verfügung stehen. Die Vereinigung hat einen Weg gesucht und gefunden, der es jedem ermöglicht, zur Vollendung des Planes und zur Sicherstellung der Betriebsmittel sein Scherflein beizutragen, indem er einen oder mehrere

Kinderdorfscheine

erwirbt. Seit Mitte Juli werden solche zu Fr. 2.—, 5.—, 10.—, 50.—, 100.— und Fr. 1000.— ausgegeben. Um diese Kinderdorfscheine allen zugänglich zu machen und mit möglichst wenig Unkosten zu vertreiben, hat sich Pro Juventute, die die Mittelbeschaffung des Kinderdorfes betreut, an die Inhaber der Ladengeschäfte gewandt mit der Bitte, den Verkauf zu übernehmen. In grosszügigem Entgegenkommen haben diese zu dem Hilfswerk Hand geboten. Und so ist denn das Erwerben solcher Geschenkscheine denkbar leicht gemacht; denn sie sind von jetzt an in den Läden des ganzen Landes anzutreffen. Jedermann kann sie dort erwerben, das Schulkind, die Jugendlichen, jede Frau, jeder Mann, der Verein, Institutionen, Firmen und Unternehmungen.

Unser heutiger Aufruf aber richtet sich vorab an die Kolleginnen und Kollegen des ganzen Landes: Werbt in Euren Klassen für den Kinderdorfschein. Lasst durch Eure Kinder die letzte Familie zum Erwerb eines Geschenkscheines aufrütteln. Ermuntert Eure Klasse, einen oder mehrere zu erwerben. Verwendet nicht ganz aufgebrauchte Reisekredite zum Ankauf eines kleinern oder grössern Scheines. Veranstaltet im Herbst oder im nächsten Winter Aufführungen und Konzerte unter dem Motto: Der Erlös wird zum Ankauf von Kinderdorfscheinen verwendet. Helft so mit, dass die Idee im Volk lebendig bleibt, damit dem für die Jugend Europas bedeutsamen Werke die notwendigen Mittel dauernd zufliessen.

P. Fink, Bern,
Vertreter des SLV im Vorstand
der Vereinigung Kinderdorf Pestalozzi.

Feiern und Ferien

Feierabend, Firoobe, du heimeliges Wort voller Poesie, aber schwer übersetzbar. Für unsern *Feierabend* gibt es meines Wissens keine eigentliche Entsprechung in den zunächst liegenden Sprachen. Etwas Aehnliches ist im Französischen *sonner le couvre-feu*, und daraus im Englischen *the curfew*, die Betzeitglocke läuten (der Bauer ging früh zu Bett; wegen der Feuersgefahr deckte er seine Glut mit Asche). Seither haben sich die Dinge gewaltig verändert, die Arbeitszeit ist verkürzt, der Feierabend tritt lange vor dem Betzeitläuten ein. Wir hätten es herrlich weit gebracht, wenn nicht die Anspannung während der verkürzten Arbeitszeit gerade so gross oder grösser wäre als während den zehn oder zwölf Werkstunden von Anno dazumal.

Der Feierabend hat uns recht viel zu sagen, auch sprachlich betrachtet. Mit der *Feier* hängen eine Reihe anderer uns vertrauter Wörter zusammen, die wir vielleicht bisher als deutsch betrachtet haben, obwohl sie es nicht sind. Die Wörter *profan*, profanieren, das *Fest*, die *Ferien* und die *Feier* sind alle lateinisch und dazu desselben Stammes. Die Römer verstanden unter dem *fânum* ein Heiligtum, einen Tempel, und *profanus* hiess: vor dem geheiligten Bezirk liegend, ungeweiht; *profanieren* heisst entweihen, schänden. Das Wort *fânum* kommt von *fasnom*, und damit hängen *fêstus* und *fêsiae* (später *fêriae)* aufs engste zusammen. *Festus* heisst einer religiösen Feier gewidmet, und *feriae* sind die Feiertage, Ruhetage, Festtage. Neben feriae tritt das Verb *fêriari*, feiern. Im Althochdeutschen finden wir das kirchliche Lehrwort *fîra* aus lateinisch feria, mit einer Erhöhung von langem *e* zu langem *i*, wie bei Kreide, Speise, Seide, Pein (aus crêta, sêta, expêsa, pêna) und daneben *fîrra* mit einem Doppel-r, das auf lateinisch *fêrja* beruht.

Dazu gibt es ein Verb *fîrôn* aus feriari, «feiern, einen Festtag begehen». Unter dem Substantiv *vîre* verstand man im Mittelhochdeutschen auch, ohne religiöse Beziehung, die Ruhe von der Arbeit. Heute ist diese Bedeutung verschwunden, eine Feier ist nie blosses Ausruhen, sondern ein Rest religiöser oder sonstiger Art. Das Verb *feiern* hingegen hat nach wie vor beide Bedeutungen: 1. ein Fest begehen, jemandes Andenken verherrlichen, und 2. untätig sein, die Hände in den Schoss legen (französisch *chômer*).

Ganz merkwürdig ist das Wort *Feierabend*. Im Deutschen bedeutet nämlich *Abend* von allem Anfang an nicht nur Tagesende, sondern auch «Vorabend zu einem Festtag». Der Sonnabend ist der Vortag des Sonntags, der Christabend, Weihnachtsabend oder Heilige Abend ist der Abend vor der Christnacht und Christmette. Und der *Feierabend* ist zunächst lediglich «Vorabend zu einem Festtag», erst später wurde umgedeutet: Abend, an dem man nicht mehr arbeitet [1]).

Die *Ferien* sind in zwiefacher Hinsicht eine neuere Errungenschaft und, sozial gesprochen, zwar das Vorrecht der Schulpflichtigen und der Schulmeister, aber noch lange nicht Allgemeingut... Das Wort Ferien taucht im Deutschen erst im Jahre 1536, und zwar in der Zusammensetzung *Gerichtsferien*, auf und wird dann 1686 wieder verzeichnet. Sperander erwähnt in seinem Fremdwörterbuch «à la mode - Sprache der Deutschen» von 1727 das Wort *Ferien* ebenfalls nur für die Fest- und Feiertage bei den Gerichten. Die *Schul*ferien hingegen, an die der geneigte Leser natürlich zuerst gedacht hat, wurden erst im 18. Jahrhundert eingeführt; daher ist das Wort Ferien so jung.

Der Stamm von *Feier* und *Ferien* erscheint auch in den romanischen Sprachen. Aus lateinisch feria wurde im Altfranzösischen *feire* und später *la foire*, der Jahrmarkt, die Messe, italienisch *la fiera*. So werden die Basler Messe und die Mustermesse benannt. Aus dem französischen *feire* stammt englisch *fair*, Jahrmarkt; vor genau hundert Jahren ist Thackerays farbiger Roman «*Vanity Fair*», «Der Jahrmarkt der Eitelkeit» (des Lebens) erschienen.

[1]) Wer irgendeinem deutschen Wort nachforschen will, findet über die Bedeutungsveränderungen die lehrreichsten Hinweise in Hermann *Pauls* Wörterbuch, während *Kluges* Etymologisches Wörterbuch mehr die sprachlichen Veränderungen untersucht.

Als das Wort *Feier* im Deutschen der religiösen Sphäre zu entgleiten begann und sich immer mehr verweltlichte, wurde *das Fest* aus lateinisch festa (Mehrzahl zu festum) entlehnt, und zwar über altfranzösisch *feste* (daraus englisch *feast)* und italienisch *festa*. In den altgermanischen Dialekten gab es aber ein einheimisches Wort für Fest, das heute fast verschwunden ist: gotisch *dulths*, althochdeutsch *tuld*, in schweizerischen Quellen auch *tult* geschrieben. Dieses Femininum bedeutete «Fest, Feier»; es ist erhalten im bayrischen *die Dult*, der Jahrmarkt.

In den *Ferien* haben wir Musse, über die *Schule* nachzudenken. Ihre Ursprünge, die Quellen, aus denen wir schöpfen, und wohin der Weg gehen soll, darüber haben an schweizerischen Lehrertagen berufene Männer tiefe und wahre Worte gesagt. Mir bleibt übrig, über das *Wort* Schule zu sprechen... Aus klassischen Studien weiss mancher Leser, dass *Schule* griechisch ist und eigentlich Musse (!) bedeutet. Von der Musse oder Freiheit zur Schule führt ein langer Weg. Das Wort *s-cholé*, lateinisch *schola* (sprich: skola) bedeutet zunächst den Halt, die Rast — es gehört zu dem Verb *échein* oder *s-chein* — haben, halten. Der Grieche entspannte sich gern und oft während der Zeit, die ihm die Staatsgeschäfte übrigliessen, indem er bei den Philosophen Wissen und Weisheit lernte. Ihre gelehrten Gespräche und Vorträge nannte man s-cholé, Entspannung, Musse (d. h. Zeit haben, Tätigkeiten auszuführen, die keine unmittelbaren praktischen Ergebnisse haben), und schliesslich erhielt dieses Wort die Bedeutung Hochschule, Stätte der Erwachsenenbildung, Höhere Lehranstalt. Auch in Rom sagte man dafür *schola*, während die Primarschule für die Kinder den Namen *lûdus* (Kurzweil, Spiel) führte. Glückliches Rom!

Der *Scholar* ist bis tief ins christliche Mittelalter ein Student. Die Schola der Mönche und Priester sinkt aber bald herab zur blossen Lateinschule, auch für grüne Jungen. Zuletzt steigt auch das Wort scholaris hinunter. Der französische *écolier* ist längst kein Student und auch kein Sekundarschüler mehr, sondern ein Bub in den untersten Volksschulklassen. Die grösseren Schüler nennt man seit langer Zeit *des élèves*, eigentlich Zöglinge. Ihnen und allen Schulmeistern wünscht ein frohes Ferienende voller s-cholé

Walther Gessler, Pratteln.

Germanismen und allerhand Sprachwidrigkeiten in Französisch-Lehrbüchern

Allen Regeln zum Trotz unrichtige Zeitformen

Dass der Deutsch Sprechende beim Gebrauch von imparfait und passé défini immer wieder versagt, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, kann man begreifen. Dass aber sein Sprachgefühl ihn beim passé composé und plus-que-parfait oft ganz im Stich lässt, ist für den Franzosen rätselhaft. Meines Wissens ist der Fall noch nie Gegenstand einer Untersuchung gewesen.

Rotzler und Weber. Un jeune homme *s'est promené*, il *a fait* chaud ce jour-là. Un homme a pénétré dans notre maison pendant que mes parents *ont dormi*. La (!) mère a écouté un instant pendant que le voleur *a travaillé* en bas, etc. Ueberall muss imparfait stehen! (Dialekt?)

Les gratte-ciel ont pris un développement fantastique presque autant (!) que les machines (presque aussi grand que les machines, denn autant ist ausgeschlossen, wenn man den Satz nicht ändert). La maison Singer *a été* la plus haute. Imaginez (!) qu'elle *a eu* plus de 40 étages. Le bâtiment W. *a été* plus haut que les autres constructions, etc. Alles ist unkorrekt, überall muss das imparfait verwendet werden.

Il y *a eu* (au bain) bien des gens qui s'y (!) *sont amusés*. Il y avait..., während das zweite Verb im passé composé stehen könnte. De temps en temps il *a écrit* une lettre à ses parents (écrivait, der Fall ist hier leicht). Je *m'étais fait* des reproches, car (!) je *me suis dit* que tu m'attendais (je me faisais... je me disais). Quel jour *avons-nous eu* hier? Nous *avons eu* le premier (avions). N'avez-vous pas entendu cette conférence? Non, *j'ai été* malade (j'étais). Quel âge *avez-vous eu* le 1er janvier 1930? (aviez-vous). Quelles *ont été* les premières vitres? (Comment *étaient* les premières vitres?). Comment *a-t-on vécu* autrefois (comment vivait-on autrefois?). *Avais-tu pu* profiter des connaissances acquises à l'école? (As-tu pu). Etc.

Folgende deutsche Sätze ergeben Französisch-Fehler, wenn man dieselbe Zeit anwendet wie auf deutsch. Nicht selten liest man in unsern Zeitungen Aehnliches: Er habe festgestellt, dass jemand in den Laden eingedrungen sei, denn das Türschloss *sei zerbrochen gewesen* (französisch: était cassée). Er hat ja gar nichts besessen, als er bei uns eintrat (französisch: possédait). Ob solche Sätze deutsch zulässig sind, lasse ich dahingestellt, jedenfalls sind sie dazu geeignet, deutsche Verfasser im Französischen zu verwirren.

Widmer: Le train arrive. Paul nous *a attendus* à la gare (attendait). Kinder spielen Krieg: les soldats de Paul *ont été* les Abyssins (étaient).

Mit dem plus-que-parfait hat Widmer wirklich Pech. Anhand eines langen entlehnten französischen Textes, grammatischen Uebungen und Uebersetzungen bringt es der Verfasser fertig, eine Reihe von 32 falschen plus-que-parfait einzuüben! Dann folgen ca. 40 falsche Uebungssätze, um das Ganze fest einzuprägen. Eine lange Uebersetzung dient dann noch zur Schärfung eines verkehrten Sprachgefühls. Zweifellos steht der Fall «konkurrenzlos» da. Es steht fest, dass Fachkollegen, dem Buch getreu, diese ca. 100 falschen Sätze tüchtig einprägen. Es ist wirklich des Schlechten zuviel. Mancher Kollege, der selber mit Schwierigkeiten im Französisch-Unterricht zu kämpfen hat, wird allfällige Bedenken fallen lassen, eingedenk der Versicherung im Vorwort, Dr. Roches habe die Texte in bezug auf französische Korrektheit überprüft! Es sei vorausgesetzt, dass der entlehnte französische Text zweifellos korrekt war. Nur hat Widmer, der offenbar das plus-que-parfait weder im Französischen noch im Deutschen gut beherrscht, den Urtext für seinen Zweck zurechtgemacht und mit 40 verkehrten plus-que-parfait geschmückt.

Der Fall ist um so bedenklicher, als bekanntlich der Deutsch Sprechende ohnehin oft ein unsicheres Sprachgefühl für das Plusquamperfekt besitzt.

L'année passée un cirque *était venu* (est venu, plus-que-parfait wäre möglich, wenn die Fortsetzung dazu passte). Un magnifique cortège avait parcouru les rues. Un éléphant avait marché (marchait!), deux chevaux l'avaient suivi (suivaient). Sur un grand char, l'orchestre avait joué (jouait) des marches. Le directeur *avait précédé* (précédait) *le reste* (!) *des artistes et des animaux* (!) — Stilblüte! — qui *avaient marché* (marchaient) derrière la musique.

Gemeint ist: Als der Umzug vorbeizog, marschierte ein Elefant voran. Zwei Pferde folgten ihm. Auf einem Wagen spielte das Orchester. Der Direktor ging voran.

Gesagt wird: Als der Umzug vorbeizog, war der Elefant (schon) vorbeimarschiert (er war also nicht im Umzug), die Pferde waren ihm gefolgt (fehlten somit im Umzug). Das Orchester hatte gespielt (bevor der Umzug erschien). Der Direktor war (schon) vorangegangen (so dass auch er im Umzug fehlte) usw. Das Publikum wartet vergeblich auf den Umzug, der «aus nichts» besteht, denn alles ist ja «vor dem Umzug» geschehen. — Der Film wird dem Zuschauer nicht vorgeführt, er ist schon ganz abgelaufen!

Le soir, nous nous *étions rendus* au cirque pour assister à la représentation *qui avait eu lieu*...!! Also wir begaben uns in eine Vorstellung, die schon stattgefunden hatte (!) ... und wohnten «dem Programm» bei! Dann folgt die ganze Beschreibung auf diese Art. Die Zuschauer sitzen im leeren Zirkus, denn sie sind in den Zirkus gegangen. Sie können zwar nichts sehen, da die Vorstellung (schon) stattgefunden hatte, aber sie erzählen uns trotzdem, wie die Vorstellung aussah, die sie nicht gesehen haben können!

Eine Uebung im présent soll dann ins plus-que-parfait gesetzt werden. Es sind da ca. 40 Verben, die ebensoviele Fehler beibringen: «Mon train part à midi..., je monte dans un compartiment. Il fait très chaud dans la voiture, je baisse la glace...» Es ergibt: ich war eingestiegen, es war heiss gewesen im Wagen (der Verfasser wird vermutlich durch den Dialekt «es isch heiss gsi» verwirrt).

Il y *avait eu* plusieurs autres (?) voyageurs (avait, sonst wären sie ja nicht da). Un vieux monsieur *avait été assis* (sass noch, somit était assis). Une petite fille s'était trouvée mal (s'est trouvée mal), elle *avait été* toute pâle (Dialekt! isch gsi für: avait). Un jeune homme en face de moi *avait écrit* dans un cahier, il *avait pris* des notes. Ça *avait été* un commis-voyageur... Nein, er schrieb, nahm Notizen, er war Reisender (Schilderung, Beschreibung, Situationsbericht nach Widmers Grammatik S. 245). Il *avait eu* une serviette (hät gha!). Le train *était arrivé* à la station où j'*avais dû descendre* (!!), j'avais ouvert la portière et j'étais descendu. Mes amis m'avaient accueilli... usf.»

Eine so bedenkliche Entgleisung könnte man sich mehr oder weniger erklären, wollte man den Schweizer Dialekt berücksichtigen. Vor dem deutschen Text aber steht man sprachlos:

«Letztes Jahr war ein Zirkus gekommen. Mein Vater hatte uns eingeladen,... beizuwohnen. Er hatte gute Plätze gekauft.» Diese einführenden Sätze wären evtl. brauchbar, aber vom vierten Satz an merkt man, dass auch die ersten verkehrt sind, denn es folgt: «Zuerst hatte das Orchester gespielt... Akrobaten waren aufgetreten» usw.

Hoesli: Bien entendu je n'*oubliais* pas de me munir de fusils pour faire ce voyage (je n'oubliai pas). Je descendis dans une auberge, où *je trouvais* (trouvai) les autres membres... Il n'*avait pas su* que son oncle avait été malade (savait). Es wird im «Manuel de français» eine bedenkliche Uebung vorgeschrieben, die völlig falsch herauskommt. Mettez au parfait et au plus-que-parfait: Quand j' (être) gamin, j' (aimer) à courir... Garçons et filles, nous (courir), nous (chanter)... usw. Also: Quand j'ai été gamin, j'ai aimé à

courir ... nous avons couru ... Plus-que-parfait: Quand j'avais été gamin, j'avais aimé à courir ... Man fragt sich, ob diese Uebung dialektisch gedacht wurde: Won i Bueb gsi bi, bin i gern gsprunge usw. So wurde tatsächlich diese Uebung nach Vorschrift gemacht (die den plus-que-parfait-Uebungen von Widmer entspräche). Bei näherer Prüfung stellt sich aber heraus, dass das «won i e Bueb gsi bi ...» nur blitzartig dem Verfasser vorschwebte, als er parfait verlangte. Es ist wohl nur ein verhängnisvoller Druckfehler, der wie folgt zu korrigieren ist: Mettez à l'*imparfait*. Da aber die Uebung dialektisch im parfait möglich ist, fällt Lehrern deutscher Zunge ein solcher Druckfehler nicht ohne weiteres auf.

Infinitif, participe présent, gérondif

Hauptregel: Entweder verschiedene Subjekte für Haupt- und Nebensatz oder dasselbe Subjekt für beide Satzteile.

Rotzler und *Weber* gehen oft von falschen que-Sätzen aus. Schon das Merkbeispiel ist erstaunlich: *Les prés les engageront, afin qu'ils aillent cueillir des fleurs* (!), was bedeutet: Die Wiesen werden sie anstellen, damit sie Blumen pflücken gehen! Il nous avertit qu'il ne pourra plus payer. Hier ist der que-Satz richtig, aber nicht der Infinitivsatz: il nous avertit de ne plus pouvoir payer? oder de ne plus payer? Ueberhaupt taugt avertir für die vorgeschriebene Uebung gar nicht, denn mit diesem Verb *muss* ein zweites Subjekt vorhanden sein. Derjenige, der mahnt oder warnt, führt ja die Handlung des abhängigen Satzes nie selber aus. Il nous avertit de ne pas payer kann nur heissen: *er* warnt ... *wir* sollen nicht zahlen. Gemeint ist aber: er *teilt mit*, dass *er* nicht zahlen kann (!), was ergibt: Il nous informe qu'il ne peut pas payer.

A ta place, *il* vaudrait mieux aller en France! (A ta place, *je* préférerais, ein «*es*» ist doch auch im Deutschen ausgeschlossen. Folgender Fall ist ein Kabinettstück: «C'est ainsi, après qu'il a lutté jusqu'au bout qu'il a vu tous ses efforts vains, qu'il s'est suicidé pour qu'il puisse au moins sauver son honneur.» (!!) Daraus soll der Schüler einen Infinitivsatz bilden! Bitte zu übersetzen und den Infinitivsatz zu machen!

Nous sommes prêts à vous rendre service et vous ouvrons un crédit: *En étant prêts* ... nous vous ouvrons un crédit! Gérondif ist ausgeschlossen, weil être prêt einen Zustand bezeichnet. *En ayant servi* la clientèle, il a acquis ... Alle Sätze dieser Art sind unbrauchbar. In der Handelskorrespondenz tauchen bei Rotzler und Weber weitere gérondif-Fehler auf.

Widmer: En saisissant la fraise, le dentiste l'introduit dans la dent gâtée. Unmöglich, da die beiden Handlungen nicht gleichzeitig, sondern nacheinander ausgeführt werden. Un commis a chargé mon bagage (mes) sur son dos *en l'* (les) *attachant* avec des courroies (gleicher Fall).

Les fenêtres *sont hautes* et larges *pour* laisser passer la lumière! Le pain est frais pour nourrir les enfants! Auch im Deutschen wäre es falsch. Verbesserungen: On fait les fenêtres hautes pour ... On fait du pain frais pour (?) nourrir les enfants wäre grammatikalisch korrekt, aber komisch. Le médecin nous donne des remèdes pour guérir! Unzulässig ist diese Konstruktion, denn ohne Akkusativ nach guérir bedeutet es: den Arzt heilen. Man vergleiche mit ne pas mourir (le médecin nous donne des remèdes pour ne pas mourir!). Verbesserung: pour *nous* guérir.

Hoesli: J'ai dit au chauffeur de ne pas aller trop vite *pour pouvoir mieux admirer*. Der Infinitiv ist zweideutig, weil er sich auf Chauffeur beziehen kann. In solchen Fällen gehört er an den Anfang des Satzes: Pour mieux admirer, j'ai dit ... Eine nette Stilblüte bildet: *J'ai deux pieds pour mettre mes chaussures!* Vgl. j'ai deux jambes pour mettre ma culotte! Die Füsse sind sicher nicht erschaffen worden, damit wir Schuhwerk anziehen können. Auf französisch wirkt diese joyeuseté um so komischer, als eine zweite Bedeutung hinzukommt: Ich habe zwei Füsse, die meine Schuhe anziehen!

Il est évident que les vendanges se font *en s'égayant un peu!* Les vendanges se font, mais *les gens s'égayent*. Somit muss man sagen: Les gens font les vendanges en s'égayant un peu. En entrant, il y avait une armoire. Il (es) kann nicht Subjekt von entrant sein. Richtig: En entrant, *on* voyait une armoire. A présent *nous* pouvons être séparés, Hauck *retourner* au collège, Galland *rentrer* à la banque, Crawes *aller* à Londres. Diese drei infinitifs sind unkorrekt, da sie ja so durch nous pouvons être regiert werden. Korrektur: Nous pouvons être séparés, *Hauck peut* retourner ..., dann regiert peut die drei infinitifs. Es soll zwar so in der «Semaine littéraire» stehen, aber es ist unzulässig wie auch im Deutschen.

Fritz Heimann.

Werkstatt der Sprache

(Von Schülern im achten und neunten Schuljahr zusammengestellt.)

1. Nicht lange besinnend, griff er den dahersausenden Pferden in die Zügel und brachte das Fuhrwerk zum Stehen. — Sage das besser und kürzer!

Lösung der Schüler: Kurzentschloss ..., Ohne langes Besinnen ..., Rasch entschlossen ...

2. Wir schritten durch Alpweiden, welche blühten, und hörten überall Grillen, welche zirpten. — Du weisst, dass wir Relativsätze zu vermeiden suchen.

Lösung: Wir schritten durch blühende Alpweiden und hörten überall zirpende Grillen.

3. Er sah sie fest an und bemerkte trotz seiner Niedergeschlagenheit einige kleine gelbe Sommersprossen auf ihrer milchweissen Haut, gleich den zarten goldenen Tupfen auf einem Rotkehlchen-Ei. — Die Stelle findet sich in Cronin: «Der Hutmacher und sein Schloss». Warum habe ich sie gewählt?

Lösungen: a) Ich kann mir wohl vorstellen, wie er trotz seiner Niedergeschlagenheit noch diese Sommersprossen sieht, die für Engländerinnen bezeichnend sind. b) Sind die Rotkehlcheneier wirklich zartgolden? Das weiss nur einer. Wir müssten uns an den Verfasser von «Auf der Lauer» wenden, an Hans Zollinger. c) Wenn aber Cronin den Vergleich bringt, wird er schon stimmen. Er dürfte es als angesehener Dichter nicht wagen, einfach eine Farbe zu wählen. Vielleicht sind auch nicht alle die Rotkehlcheneier goldengetupft. d) Wenn es auch stimmt, finde ich doch, dass der Vergleich gesucht ist. Er will uns damit verblüffen.

4. Aus einer Klageschrift: «... Der Gerichtshof wolle erkennen, der Beklagte sei schuldig, mir für die von mir für ihn an die in dem von ihm zur Bearbeitung übernommenen Steinbruch beschäftigten Arbeiter vorgeschossenen Arbeitslöhne Ersatz zu leisten.» Probiere die Klage zu verstehen, und skizziere den Fall. Dann schreibe in drei, vier Sätzen die Klageschrift!

Lösung: Ich habe einen Kreis gezeichnet und meinen Namen hingesetzt. In einem andern Kreis steht der Name meines Widersachers. Ich deutete weiterhin einen Steinbruch mit Punkten als Arbeiter an. Von meinem Kreis aus ging ein Pfeil gegen die Steinbrucharbeiter hin mit dem Vermerk «Geld». Klage: Ignaz Schufterli, Steinbruchbesitzer, war nicht in der Lage, seine dort beschäftigten Arbeiter zu bezahlen. Da ich auf die Lieferung der Bruchsteine für meinen Neubau angewiesen war, schoss ich dem Arbeitgeber auf seinen Wunsch Fr. 360.— zur Belöhnung seiner Arbeiter vor. Heute weigert sich Herr I. Schufterli, mir den obigen Betrag auszuzahlen, weshalb ich das Gericht ersuche, ihn zur Erfüllung seiner Pflicht zu veranlassen.

5. Vergleiche die beiden Wortreihen:

Linie, Lilie, Liebling, Liebeslied, lieblich

mit

Blitz, Spitz, sticheln, zwicken!

Lösung: Die erste Reihe klingt der «i» wegen weich, ja zärtlich. Die andern Wörter wirken mit ihren «tz», die beiden ersten noch wegen der Einsilbigkeit, hart, sogar drohend. Die erste Serie könnte man an einem Kinderbettchen hören; die zweite mag der Engel bei der Vertreibung der ersten Uebeltäter aus dem Paradies gebraucht haben.

6. An den Zugführer der Brünigbahn, Luzern.

In Luzern geht ein Schnellzug um 8.24 ab und fährt ohne Halt bis Giswil. Wir aber müssen auf unserer Schulreise in Sachseln aussteigen. Deshalb müssen Sie den Zug dort anhalten lassen, dass wir aussteigen können. Sonst müssen wir in Luzern zu lange warten und kommen zu spät auf die Frutt.

Es grüsst Sie

Für die Reiseleitung:
N. N., Bezirksschüler.

Du sollst den Brief in annehmbarer Form abfassen. Er ist an das «Fahrplanbureau Luzern» zu richten.

Lösung: Der Brief wurde in der üblichen, schulgerechten Form abgefasst und hatte Erfolg.

7. Es ist mir gelungen, diesen Herrn zu zeichnen. Wie denkst du über Beruf und Charakter?

Lösung: a) Ich habe den Mann auch schon gesehen. Ich glaube, er ist Notar und macht gute Geschäfte. Alter: 50 Jahre. Geschäftstüchtig. b) Er ist Lehrer aus vergangenen Tagen und treibt Bienenzucht. Er scheint einen Stich in die Nase abbekommen zu haben. Er könnte heute auch im Schwarzhandel tätig sein.

8. Frau Wiedemeier: «Was doch diese höhere Töchterschule alles kostet! Bücher und wieder Bücher! Neulich musste Irmgard gleich drei Dichter kaufen: Jeremias Gotthelf, Alfred Bitzius und noch eines von einem alten Pfarrer in Lützelflüh.» — Die also angeredeten Frauen sahen einander schweigsam an. Warum?

Lösung: Sie sollte nicht mehr über Dichter sprechen.

9. «Warum muss Melchior Wechsler heute in die Strafklasse?» — «Er hat gleich in fünf Wörtern ein h gesetzt, wo es nicht hingehört?» — Welche Wörter mögen es gewesen sein?

Lösung: Spule, spulen, hämisch, Späne, gären.

10. *Ein neues Insekt.*

Hans Haberstroh hat die Beschreibung der Meise aus dem Buche wörtlich auswendig gelernt und sagt sie auf: «Die Meise nützt uns sehr. Sie vertilgt Puppen, Raupen, Käfer und Dergel.» Das muss ein neu eingeschlepptes Tier sein.

Lösung: Er hat die Abkürzung u. drgl. für ein Insekt angesehen.

11. Ein Lehrer zieht einen Schüler am Ohr, um eine Wortart einzuüben. Welche wird es sein?

Lösung: Das Empfindungswort, die Interjektion.

12. Mutter zum Vater: Pia macht in der neuen Schule rasch Fortschritte. Sie braucht schon unglaublich schwere Wörter, so: phantastisch, schlussendlich, fabelhaft, toll, besammeln, und sagt schon: «Das ist ja logisch.» — Was denkt der Vater?

Lösung: In meiner Schulzeit redeten und schrieben wir ein braveres Deutsch. S.

Grundton und absolute Tonhöhe

Zu dem in Nr. 13 erschienenen Artikel sind von Physikern verschiedene kritische Aeusserungen eingegangen. Uebereinstimmend nehmen alle Stellung gegen die Auffassung des Verfassers, der von ihm definierte Normalton sei absoluter Grundton. Wir veröffentlichen nachstehend eine Arbeit von Hr. Karl Kaufmann, stud. math. et phys., der wir eine kurze Erwiderung des Verfassers folgen lassen. Hernach geben wir das Wort Herrn Seminarlehrer Dr. Stössel in Rorschach, der die Frage nach der absoluten Tonhöhe stellt. Diese Frage wird der Verfasser in einer nächsten Nummer beantworten. (Aus mancherlei Gründen kann die Publikation der Antworten erst jetzt erfolgen.)

Licht- und Schallwellen; der Grundton

Im Artikel «Der Grundton» (SLZ 1946 Nr. 13, S. 242 ff.) befinden sich einige Aussagen, die den physikalichen Tatsachen nicht entsprechen, und richtiggestellt werden sollen.

Unter Lichtwellen verstehen wir die elektromagnetischen Wellen, die unsere Sehorgane zu reizen vermögen, währenddem die Schallwellen elastische Wellen sind, die von unserem Ohr empfunden werden. Was haben nun diese Wellenarten gemeinsam? Beides sind sogenannte Sinuswellen, und es gilt deshalb für sie das Gesetz:

Anzahl der Schwingungen pro sec · Wellenlänge (in cm)
= Fortpflanzungsgeschwindigkeit (in cm/sec).

Durch das Prisma werden die diversen Wellenlängen, die im untersuchten Licht vorhanden sind, verschieden stark gebrochen, und wir erhalten die Auflösung des Lichtes in seine Bestandteile, das Spektrum. Speziell das weisse Licht, das Sonnenlicht, zerfällt in das bekannte Regenbogenspektrum, währenddem bei farbigem Licht gewisse Spektralfarben nicht vorhanden sind. Die so erhaltenen Spektralfarben lassen sich durch ein Prisma nicht mehr weiter zerlegen, sind also die wirklichen Bausteine des Lichtes. Jeder Wellenlänge ist im Spektrum eine bestimmte Spektralfarbe zugeordnet. Jeder kleinsten Differenz in der Wellenlänge entspricht eine Aenderung des Farbeindrucks. So vermittelt uns das Spektrum die naturgegebene Reihenfolge der Farben.

Nun die Analogie bei den Schallwellen (und zwar nicht als Analogie-«schluss», denn das Folgende ist bewiesen!): Wie beim Licht jeder Wellenlänge eine bestimmte Farbe, so ist bei den Schallwellen jeder Wellenlänge ein Ton zugeordnet, und jede Aenderung der Wellenlänge empfinden wir als Verschiebung der Tonhöhe. In einem «Geräusch» (z. B. einem Knall) sind alle Wellenlängen, d. h. alle Töne, enthalten. Dies ergibt sich aus der Tatsache, dass jede beliebig abgestimmte Stimmgabel bei einem «Geräusch» zu schwingen beginnt (Resonanz). Mit diesem Versuch gelingt es also, aus einem Geräusch einen einzigen Ton (eine einzige Wellenlänge) zu isolieren, wie im Falle des Lichtes aus dem weissen Licht durch optische Apparate

eine bestimmte Farbe (Wellenlänge) abgespalten werden kann.

Das Störende, dass es nur ein sichtbares Spektrum, aber unendlich viele Naturtonreihen gibt, folgt daraus, dass es sehr unzweckmässig ist, die beiden Dinge miteinander zu vergleichen. Enthält doch die Naturtonreihe nur *diskrete* Wellenlängen, währenddem im Farbspektrum *alle* enthalten sind! Einer Naturtonreihe entspricht im Reiche der Farben eine Auswahl *diskreter* Farbtöne, wie man sie etwa in einem Farbstiftsortiment antrifft, deren es ja auch unendlich viele gibt.

Als «geschlossener Fächer» ist vielmehr das (wenn auch «unsympathisch» klingende) Geräusch zu betrachten, das durch die oben geschilderte Tonanalyse «geöffnet werden kann». Aus diesen logischen Ueberlegungen folgt nun leider die Definition des «absoluten Grundtones» nicht, von dem ich übrigens zeigen werde, dass er keineswegs absolut, naturgegeben, ist:

«Normalton — absoluter Grundton (als geschlossener Fächer aller Töne) — ist der Schall als Ton, dessen Wellenlänge die Schallgeschwindigkeit ist.»

Diese Definition besitzt eine kleine Ungenauigkeit, und lautet exakt formuliert:

Normalton ist der Ton, dessen Wellenlänge gleich ist dem Weg, den der Schall *pro Sekunde* zurücklegt.

Nun ist die Relativität der Definition offen sichtbar: Der «Normalton» ist abhängig von der Zeiteinheit, die wir gewählt haben, von der Länge der Sekunde, die definiert ist als der 86 400ste Teil eines mittleren Sonnentages; dies ist eine vom musikalischen Standpunkte aus völlig willkürliche Festsetzung.

Für den Physiker, der als Grundeinheit die Sekunde gewählt hat, ist diese Definition sicher folgerichtig, und ein «Analogieschluss» vollständig überflüssig. Für den aber, der sich nicht auf diesen physikalischen Standpunkt stellen will, wird diese Festsetzung des Normaltons noch viel mehr willkürlich erscheinen müssen. Auf alle Fälle kann keine Rede von einem «absoluten Normalton» sein.

Karl Kaufmann, stud. math. et phys.

Erwiderung

1. Die Gleichnisse:

Farben sind Strahlenbrechungen des Lichtes
Töne sind «Strahlenbrechungen» des Schalles

sind keine physikalischen Analogien in bezug auf Beschaffenheit der Farben und der Töne. Physikalisch gesehen würde allerdings dem weissen Licht ein Knall oder ein zischendes Geräusch entsprechen. Musikalisch gesehen aber wäre die Entsprechung Licht = Knall die grösste Geschmacklosigkeit. Im Knall «klingen» tatsächlich alle Frequenzen *gleichzeitig*. Das Wesen der Musik besteht aber darin, dass die Töne zeitlich getrennt aufeinanderfolgen und nie in aufeinanderfolgenden Schwingungszahlen (Aufheulen der Sirene!). Das Wesen des Grundtons besteht darin, dass er in sich alle ihm zugeordneten Töne *unhörbar* enthält, indes dem menschlichen Hörerlebnis nur ein einziger Ton, eben der Grundton, bewusst wird. Ebenso sind auch die Vergleiche:

«Wie für die Farben das Spektrum das unwandelbare Gesetz, so ist für die Töne die Naturtonreihe (Gesetz der Saitenteilung) unumstössliches Gesetz»

keine Gleichsetzungen von Farbe und Ton. Oder wem würde es einfallen, die Gleichnisse des Psalmsängers: «Wie ein Hirsch schreiet nach frischem Wasser, also schreiet meine Seele, o Gott, zu dir», so zu verstehen, dass er die Seele einem Hirsch gleichstellen wollte?

2. Die Definition des Normaltons sollte klarer gefasst heissen: Normalton ist der Ton, dessen Wellenlänge gleich lang ist wie der Weg, den der Schall pro Zeiteinheit zurücklegt.

Normalton ist immer, unabhängig von der Wahl der Zeiteinheit, derjenige Ton, dessen Wellenlänge durch die gleiche Masszahl wie die Schallgeschwindigkeit ausgedrückt wird ($V/W = 1$).

3. Es gibt keine Frequenz, die vom physikalischen Standpunkt ausgezeichnet ist. Aber es gibt eine *Wellenlänge*, die ausgezeichnet ist: Die Wellenlänge, die gleich ist dem Schallweg pro Zeiteinheit. Diese Wellenlänge aber bestimmt den Normalton mit der Frequenz 1 (1mal $W = V$)., so dass auch die Frequenz 1 als Ausgangspunkt einer Teiltonreihe ausgezeichnet erscheint. Wir wiederholen zum Schluss die Definition des Normaltons abstrakt und konkret:

1. *abstrakt* (d. h. immer gültig): Normalton ist der Ton, dessen Wellenlänge gleich ist dem Weg, den der Schall pro Zeiteinheit zurücklegt.

2. *konkret:* Normalton ist der Ton, dessen Wellenlänge gleich ist dem Weg, den der Schall *in einer Sekunde* zurücklegt. Dieser Ton 1Hz heisst in der Sprache der Musiker C. Und C-dur ist Normaltonart (ohne Vorzeichen).

Als Normaltonhöhe (C 1 Hz) kann nur eine solche in Frage kommen, die bestimmt wird durch das Naturgesetz (Schallgeschwindigkeit) *und* durch den Menschen (Wahl der Zeiteinheit). Beides gehört für das musikalische Erleben als unteilbares Ganzes zusammen: Der Mensch und die Natur. Gelingt es, den Normalton zu definieren, der nicht nur durch die Konvention der Musiker, sondern gleichzeitig auch durch das Naturphänomen (Schallgeschwindigkeit) bestimmt wird, dann ist die Brücke geschlagen, die den Physiker mit dem Musiker verbindet. Doch soll hievon in der Arbeit über die absolute Tonhöhe gesprochen werden.

A. Nater.

Gibt es einen absoluten Grundton?

Der vorliegende Beitrag zu dieser Frage ist eine Antwort auf den Aufsatz «Der Grundton» von Karl Nater, Männedorf, der in Nr. 13, Jahrg. 91, der Schweiz. Lehrerzeitung erschienen ist.

Freilich ist die Frage interessant und hat gewiss einen besonderen Reiz, weil sie an die verborgene Hoffnung des Menschen rührt, er könne doch noch irgendwo das Absolute finden und so einen Blick in die göttlichen Geheimnisse tun. — Aber so einfach, wie es aus jenem Aufsatz zu sein scheint, ist die Sache nicht.

C-dur wird als die Normaltonart unseres Tonsystems, mit absolutem Charakter, erklärt. Dies wird dadurch begründet, dass die Schwingungszahlen aller Töne C Zweierpotenzen sind und man bei einer Extrapolation um vier Oktaven über die untere Hörbarkeitsgrenze hinaus zu einem unhörbar tiefen Ton von der Schwingungszahl 1 Hertz komme. Die ganze Besonderheit, die diesem Tone den absoluten Charakter geben soll, ist eben die Tatsache, dass seine Frequenz 1 Hz misst, dass er also in einer Sekunde gerade eine Schwingung ausführt, oder, was aus dem andern folgt, dass seine Wellenlänge und seine Geschwindigkeit durch dieselbe Masszahl 330,8 ausgedrückt werden. Wenn man daraus folgert, diese Eigenart befreie die Schwingungszahlen der Töne C von jeder menschlichen

Willkür und mache sie zu absolut gegebenen Grössen, so begeht man einen Trugschluss. — Natürlich ist *eine* Schwingung etwas Besonderes; aber der Nenner des Bruches $\frac{1 \text{ Schwingung}}{1 \text{ Sekunde}} = 1$ Hertz, eine Sekunde nämlich, ist eine menschliche Erfindung und wie alle diese mit Zufälligkeit und menschlicher Willkür behaftet. Man hat sich zwar Mühe gegeben, die Definition der Sekunde nicht aus der Luft zu greifen. Warum aber nahm man gerade die Rotationsdauer der Erde als Zeitmass, und warum nannte man $^1/_{86\,400}$ davon 1 Sekunde? — Hätte man $^1/_{100\,000}$ des Tages als Sekunde gewählt, so wäre nicht C, sondern etwa E der Grundton von 1 Hz geworden. — Die Zahl 86 400 hat vor allen andern kein Vorrecht. Sie ist zwar $24 \cdot 60 \cdot 60$; aber das Sechzigersystem ist nichts Heiliges, obschon es von den alten Babyloniern stammt. Im Winkelmass, das ja auch diese Teilung kennt, ist man bereits bei den neuen Messinstrumenten von ihm abgegangen und arbeitet mit der 500er-Teilung und dezimaler Unterteilung. Wer weiss, wie lange unsere Zeitminuten und Zeitsekunden noch halten?

Dass die physikalischen Grundeinheiten, Zentimeter, Gramm, Sekunde, keine a priori gegebenen Grössen sind und sie sich zur Messung von Naturvorgängen nicht einmal besser eignen als andere, ersieht man auch daraus, dass die Naturkonstanten durch gebrochene oder gar irrationale Grössen angegeben werden müssen. Z. B. Elektrisches Elementarquantum $= 4{,}774 \cdot 10^{-10}$ elektrostatische Einheiten, elementares Wirkungsquantum $= 6{,}545 \cdot 10^{-27}$ erg. sec, Lichtgeschwindigkeit $= 2{,}9980 \cdot 10^{10}$ cm/sec. Ganze Zahlen finden wir in der Natur nur als Anzahlen, etwa von Protonen in den Atomkernen, oder als Verhältniszahlen. Musikalische Intervalle sind durchaus als Verhältnisse von Schwingungszahlen gedacht. Deshalb ist Ellerhorst vollkommen berechtigt, für ein C 80 und für ein E 100 Schwingungen zu wählen.

Wenn übrigens im Laufe der Zeit der Kammerton im Bereich von 3 Tönen variiert hat, so muss dabei der Ton, der zu 16 Hz gehörte und damit auch als «Grundton» von 1 Hz in Frage gekommen wäre, auch mehrmals gewechselt haben.

Vom physikalischen Standpunkt aus scheint demnach keine Frequenz, keine absolute Tonhöhe und damit keine Tonart ausgezeichnet zu sein.

Wie sich dies vom musikalischen Standpunkt aus verhält, ist ungleich schwerer zu beantworten. Die Musiker sind im allgemeinen der Ansicht, der Eindruck, den die Wiedergabe eines Musikstückes macht, hänge von der absoluten Tonhöhe wesentlich ab; es komme erstens sehr darauf an, in welcher Tonart gespielt werde und zweitens sogar auf kleine Unterschiede in der absoluten Stimmung. — Es hat auch jede einzelne Tonart ihren einmaligen, bestimmten Charakter. Sie kann festlich sein, heiter oder schwermütig.

Wie weit solche Unterscheidungen psychologisch, assoziativ zu erklären sind oder wirklichen physikalischen Ursachen entstammen, weiss ich nicht. Ich halte es aber für wahrscheinlich, dass sich der Charakter einer Tonart auf Grund der Kompositionen gebildet hat, welche grosse Meister in ihr geschrieben haben, und dass sogar einzelne dieser Meister schon nicht mehr ganz unbefangen gerade die betreffende Tonart gewählt hatten, sondern eben, weil in dieser Tonart Stücke ähnlicher Gemütshaltung bereits vorlagen.

Oder sind wir auf den Ausschnitt, den der Tonumfang eines Musikstückes aus unserem Hörbereich herausgreift, so empfindlich, dass sich durch eine kleine Erhöhung der instrumentalen Stimmung der Charakter der gespielten Komposition merklich zu ändern scheint? (Das absolute Musikgehör, das ja wohl Tatsache ist, mag auf diese Weise mit einem selektiven Ausschnitt aus dem Hörbereich erklärt werden.)

Oder spüren wir den Unterschied im instrumentalen Klang, den der andere Tonausschnitt verursacht, etwa so, dass die um eine Spur stärker gespannte Geigensaite merklich brillanter klänge?

Die genannten zwei physikalischen Faktoren wirken sich jedenfalls weniger aus als die vielen andern, von denen die Empfindung eines gespielten Musikstückes noch abhängt, wie Güte des Instrumentes, Feuchtigkeit der Luft, Akustik des Saales, Musikalität, technisches Können, Müdigkeit des Spielers, Bereitschaft des Zuhörers usw.

Ich will die Fragen: «Gibt es, musikalisch gesehen, eine absolute Tonhöhe? Was spricht dafür?», offen lassen und zur allfälligen Diskussion stellen.

Rudolf Stössel, Seminar Rorschach.

55. Schweiz. Lehrerbildungskurs für Handarbeit und Arbeitsprinzip in Bern

Wie weit die Lehrerbildungskurse des Schweizer. Vereins für Handarbeit und Schulreform einem Bedürfnis entgegenkommen und wie sehr sie von der gesamtschweizerischen Lehrerschaft geschätzt werden, zeigte der diesjährige 55. Kurs in besonders nachdrücklicher Weise, hatten sich doch insgesamt rund 650 Lehrerinnen und Lehrer in der herrlichen Bundesstadt eingefunden, um sich unter kundiger Führung in den verschiedensten Gebieten der Handarbeit und der Didaktik aus- und weiterbilden zu lassen. Ausser Nidwalden, Obwalden und Wallis waren alle Kantone vertreten. Am meisten Teilnehmer stellte naturgemäss Bern. Aber auch aus weit entfernten Gegenden hatten sich stattliche Gruppen angemeldet. Graubünden mit 37 und Glarus mit 22 Lehrkräften verdienen bei dieser Gelegenheit eine ehrenvolle Erwähnung.

Am späten Nachmittag des 14. Juli wurde der Gesamtkurs eröffnet. Das glanzvoll restaurierte Berner Rathaus bot hiezu einen kaum mehr zu überbietenden Rahmen. Kammermusik von Mozart schuf eine gehobene Stimmung, und die drei musterhaft kurzen Ansprachen von Regierungsrat M. Feldmann, Zentralpräsident A. Maurer (Baden) und Paul Perrelet (La Chaux-de-Fonds) führten trefflich in den Geist der vorgesehenen Kursarbeit ein. Besonders warm wurden die Lehrer der Schweizerschulen von Mailand, Genua und Barcelona begrüsst.

Und dann begann am Tage darauf für eine erhebliche Zahl von Klassen — im ganzen waren es deren 33, die in 13 verschiedenen Schulhäusern tätig waren — die Arbeit, die bis zu vier Wochen dauerte und wohl niemand ganz unbefriedigt gelassen hat. Von den verschiedensten Seiten hörte man nur Worte des Lobes und des Dankes für all das Schöne und Wertvolle, das man im Kreise frohgemuter Kameraden erleben und gewinnen durfte. Als Kursdirektor amtierte der nimmermüde Kollege Max Boss; ihm und seinem Stabe treuer Helfer war es gelungen, sämtliche orga-

nisatorischen Schwierigkeiten zu überwinden. Ihnen sowie den tüchtigen Klassenlehrern gebührt die aufrichtige Anerkennung aller Kursteilnehmer.

Neben der Kursarbeit wurde den «Schülern» auch sonst noch vieles an Belehrung und Vergnügen geboten. Ausstellungen in der Schulwarte und im Kunstmuseum, das Staatsarchiv, die überwältigend schöne Altstadt, zahlreiche industrielle Anlagen und dann die in wundersamste Hochsommerstimmung getauchte nähere und weitere Umgebung Berns gaben in überreicher Fülle Anlass zum Schauen und Erleben. Höhepunkte im gesellschaftlichen Teil dieses 55. Lehrerbildungskurses waren der Ausflug am 1. August nach dem Schwarzsee, die romantischen Aarefahrten nach Neubrück und der Schlussabend im Kasino. Von der hohen Warte des Gurtens aus blickten wir an einem goldenen Sommerabend weit ins gesegnete Land hinaus, während Kollege Paul Howald in gewinnender Weise eine wohlgelungene Einführung in bernisches Wesen und in das Werden des bernischen Staates gab.

Am 9. August legte eine kleine, aber gehaltvolle Ausstellung Zeugnis ab von dem, was im Laufe strenger und heisser Tage von vielen fleissigen und geschickten Lehrerhänden geschaffen und gestaltet worden war. Die Abgeordneten des Schweiz. Vereins für Handarbeit und Schulreform hatten das «Erstbesichtigungsrecht». Am Nachmittag sodann traten sie im Hotel Wächter zur *Delegiertenversammlung* zusammen, die von Präsident A. Maurer geleitet wurde. Kurz gefasst lassen sich die Hauptgedanken und Beschlüsse folgendermassen wiedergeben: Vorstand und Verein sind reich an Arbeit und Plänen, arm jedoch an Geld. Die seinerzeitige Kürzung der Bundessubvention wirkt sich immer hemmender aus. Der Bund schickt den Verein zu den Kantonen (wenn er Geld haben möchte), und diese weisen ihn an den Bund! Die Bundesräte Etter und Nobs stehen zwar unserer Sache sympathisch gegenüber. Auch Nationalrat Schirmer (Baden) vertritt unser Anliegen mit viel Verständnis, so dass man mit etwelcher Hoffnung dem Abschluss der neuerdings aufgenommenen Verhandlungen zwecks Erhöhung der Bundessubvention entgegensehen darf. Die finanziellen Schwierigkeiten zwangen zu einer Erhöhung der Sektions- sowie der Einzelmitgliederbeiträge. — Der nächste schweizerische Kurs findet im Sommer und Herbst in Romanshorn statt. Später kommen die Westschweiz oder das Tessin an die Reihe. Ferner liegen Bewerbungen von Luzern, Liestal und Zürich vor. In Zusammenarbeit mit dem Schweiz. Lehrerverein will sich der Schweiz. Verein für Handarbeit und Schulreform auch tatkräftig an der geplanten Hilfsaktion für bedrängte Landschulen beteiligen. Einzelheiten über das Vorgehen wird der rührige Vorstand in Bälde bekanntzugeben. *Paul Erismann.*

Kantonale Schulnachrichten

Bern.

Auf Grund des Verwaltungsberichtes der *Bernischen Lehrerversicherungskasse* über das Jahr 1945 sind auf Ende des Geschäftsjahres 4199 Lehrkräfte versichert. Die versicherten Besoldungen betragen 23 843 097 Fr. Die einzelnen Verwaltungszweige werden wie folgt ausgewiesen: Primarlehrerkasse 2562 Mitglieder mit 15 256 212 Fr. an versicherten Besoldungen, Mittelschullehrerkasse 834 Mitglieder mit 7 015 308 Franken, Arbeitslehrerinnenkasse 803 Mitglieder mit 1 571 577 Fr. Das Total der im Geschäftsjahr ausbezahlten Invaliden-, Witwen-, Waisen-, Eltern- und Geschwisterrenten beträgt 3 983 003 Fr. Bei der Primar- und Mittelschullehrerkasse konnte die seit ein paar Jahren dringlich gewordene Sanierung noch immer nicht durchgeführt werden. Der Lehrerverein, die Kassendirektion und die Erziehungsdirektion haben neuerdings den ganzen Fragenkomplex besprochen. Man hofft, dass im Anschluss an das am 21./22. September 1946 das zur Volksabstimmung gelangende Besoldungsgesetz für die Lehrerschaft weitere Schritte möglich werden zur Erhaltung solider Grundlagen für die Pensionskasse. Die Besoldungsvorlage bringt eine Teilrevision des Lehrerbesoldungsgesetzes von 1920, indem ein Teil der Teuerungszulage in die Grundbesoldung einbezogen und versicherbar erklärt wird. *ws.*

Schaffhausen.

Die neue Musikschule Schaffhausen. Vor achtzig Jahren wurde in Schaffhausen dank einer hochherzigen Stiftung die Musikschule mit drei Lehrern und 78 Schülern eröffnet. Im Jahre 1938 ging die Schule in die Hände der Stadt über, da die Stiftung nicht mehr über genügend Mittel zum Betrieb verfügte. Die Reorganisation brachte einen ungeahnten Aufschwung. Heute zählt die Schule 17 Lehrer und 400 Schüler. Der Raum im alten Imthurneum wurde zu klein. Die Stadt hat nun in der alten Pfarrhelferei im ehrwürdigen Klosterareal durch einen grosszügigen Umbau ein Schmuckstück von einer Musikschule erstellt. Das Gebäude zählt 10 Unterrichtszimmer, ein Konferenzzimmer und einen stimmungsvollen Uebungssaal. Am letzten Samstag fand die Einweihung statt, bei welcher Gelegenheit den Gästen musikalische Vorträge geboten wurden. Zu diesem Anlass waren u. a. neben den Vertretern der städt. Behörden auch der Erziehungsrat sowie die Presse geladen. *hg. m.*

Schweizerischer Lehrerverein
Sekretariat: Beckenhofstrasse 31, Zürich; Telephon 28 08 95
Schweiz. Lehrerkrankenkasse Telephon 26 11 05
Postadresse: Postfach Unterstrass Zürich 15

Hilfsaktionen

Zwei weitere Sendungen von 210 Schulbänken, die von verschiedenen Gemeinden dem SLV zur Verfügung gestellt wurden, sind nach Holland abgegangen.

Schweizer Pädagogische Schriften

Herausgegeben im Auftrage der Kommission für interkantonale Schulfragen des SLV von der Studiengruppe S. P. S.

Als 47. Schrift ist im Verlag Huber & Co. AG. in Frauenfeld erschienen: *Dr. Martin Simmen*, Seminarlehrer, Luzern, Red. SLZ: *Die Schule des Schweizervolkes.* Eine kleine Schulkunde. — Das Büchlein erfasst auf dem knappen Raum von 44 Seiten unser Schulwesen in seiner vollen Mannigfaltigkeit. Es eignet sich für Lehrer, Schulamtsstellen, Seminarien. Preis kart. Fr. 2.80 (von 10 Exemplaren an Fr. 2.20).

Kommission für interkantonale Schulfragen.

Schriftleitung: Otto Peter, Zürich 2; Dr. Martin Simmen, Luzern; Büro: Beckenhofstr. 31, Zürich 6; Postfach Unterstrass, Zürich 15

Pestalozzianum Zürich Beckenhofstrasse 31/35

Bilderdienst

Die während der Revision begonnene Neuordnung der Bildersammlung konnte noch nicht abgeschlossen werden. Die Ausleihe von Bildern muss deshalb bis Anfang September eingestellt bleiben. Wir werden die Wiederaufnahme der Bilderausgabe rechtzeitig in der SLZ bekanntgeben. *Die Leitung des Pestalozzianums.*

Bücherschau

Jos. v. Eichendorff, C. M. Hauser, Gottfried Keller. A. Stifter: *«Das Marmorbild», «Maler, Tod und Jungfrau», «Spiegel», «Abdias».* 66, 68, 62, 112 S. Rex-Verlag, Luzern. Pappband. Fr. 2.50.

In der Reihe der Rex-Kleinbücherei sind vier weitere Bändchen erschienen. Jedes ist mit einer kurzen Einführung und einem biographischen Nachwort versehen. Die gediegene Ausstattung wird jeden Liebhaber schöner Literatur erfreuen.

Nr. 5: J. v. Eichendorff, «Das Marmorbild», Novelle.

In dieser wundersamen Erzählung steigt die marmorne Venus vom Brunnen und verlässt ihren festen Kreis des nächtlichen Rauschens, um sich unter die tanzenden Paare zu mischen. Im Werke Eichendorffs ist ein solches Geschehen einzigartig; seine Dichtung meidet den Fortriss; sie strömt im festgefügten Marmorbecken.

Nr. 6: C. M. Hauser, «Maler, Tod und Jungfrau».

Die Malermärchen, vom Verfasser selbst meisterhaft illustriert, leben vom Glauben an die heilende Wirkung der Kunst, die Edelstes verwahrt und schliesslich über die dumpfen Mächte siegt.

Nr. 7: Gottfried Keller, «Spiegel, das Kätzchen».

Dieses einzigartige Märchen schöpft aus nieversiegenden Quellen schönster Poesie und tiefen Humors. Seine Gültigkeit ist unbefristet.

Nr. 8: A. Stifter, «Abdias», Novelle.

Die Einsamkeit ward dem Dichter Sprache; bis in alles Einzelne wirkt dieses Grundmotiv. Stifter hat es selber in schmerzvoller Tiefe durchlebt, und zwar als Mensch und als Künstler.

K. J.

Otto Beyeler: *Berner Wanderwege.* 1. Wanderbuch. 35 Routenbeschreibungen der schönsten Wanderungen mit Profilen, Bildern und Kartenausschnitten. 136 S. Verlag Kümmerly & Frey, Bern. Fr. 3.80.

Zu diesem Wanderbüchlein, in dem jede Zeile von tiefer Kenntnis von Landschaft, Volk und Geschichte des Bernbietes zeugt, kann dem Verfasser und der Vereinigung «Berner Wanderwege» nur herzlich gratuliert werden. Es ist ihnen da ein ganz schöner Wurf gelungen. Frohe Wanderlust muss jeden erfassen, dem es vergönnt ist, mit diesem Führer in der Hand, abseits von den Autostrassen, auf stillen Wanderwegen die Schönheit der Natur zu erleben. Beglückende Stunden werden ihm zuteil, wenn er, den gelben Wegmarkierungen folgend, die Beschreibungen, Profile und Kartenausschnitte des Büchleins zu Rate ziehend, sich der zuverlässigen Führung Otto Beyelers anvertraut. Und Lehrern hauptsächlich kann das Wanderbuch bei der Vorbereitung und Durchführungen von Schülerwanderungen unschätzbare Dienste leisten. Mögen diesem Bande bald weitere, auch in andern Kantonen, folgen, um unserm Volk das Wandern durch Wald, Flur und Feld zum Bedürfnis und Erlebnis werden zu lassen.

H. E.

Hotels, Pensionen und Restaurants

die sich der Lehrerschaft empfehlen

Appenzell

Gasthof und Metzgerei zur KRONE

Appenzell Telephon 8 73 21 [Besitzerin: Familie Fuchs
Gut bürgerlich geführtes Haus. Für Schulen und Vereine bestens empfohlen.

Inmitten der schönsten Alpenflora liegt das 1927 erbaute

Gasthaus Ebenalp

mit 18 Betten und für 70 Personen schönes Heulager. Für Schulen und Vereine Ermässigung der Preise. Elektr. Licht. Tel. 8 81 94.
Höflich empfiehlt sich Adolf Sutter-Fuchs, Ebenalp.

St. Gallen

HOTEL STERNEN OBSTALDEN

Gut aufgehoben zwischen Wald und Bergen am Walensee
Empfiehlt sich Schulen und Vereinen Telephon 4 33 67

WEESEN
AM WALLENSEE

Parkhotel Schwert „am See"
Prachtvolle **Gartenterrasse** mit Seeaussicht und schönen geräumigen **Sälen, Veranden etc.** Telephon 4 51 03
B. ZILTENER-SCHÖNHOLZER

Zürich

ZOOLOGISCHER GARTEN ZÜRICH 7

Restaurant im Garten (**auch alkoholfrei**). Kindern und Erwachsenen macht es stets Freude im ZOO. Grosser Tierbestand. Schulen und Vereine ermässigte Preise auf Mittag- und Abendessen und Getränke, Kaffee und Tee kompl. usw. Prompte Bedienung. Bitte Prospekte verlangen. Es empfiehlt sich *Alex. Schnurrenberger.* Tel. 24 25 00.

Schwyz

Arth-Goldau Gasthof zur Krone

nächst dem Naturtierpark, 3 Minuten vom Bahnhof empfiehlt sich Schulen und Passanten. Gut und preiswürdig. Telephon 6 16 95.
KARL ZILTENER, früher Gersau

ETZEL-KULM 1100 m über Meer

Sehr lohnendes Ausflugsziel für Touristen, Vereine und Schulen. Praktisch in Verbindung mit Einsiedeln und Rapperswil. Kürzester Aufstieg von Station Schindellegi. Tel. 96 04 76. Höfl. empfiehlt sich K. SCHÖNBÄCHLER